Hattingen, den 22. Dezember 1910. 17. Jahrgang. — Nummer 51.

Der Bote aus dem Ruhrtal.



Billigstes Wochenblatt für Stadt und Land.

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche mit der Gratis-Beilage „Familienfreund".

Druck und Verlag von C. Hundt sel. Wwe. in Hattingen-Ruhr.

Für die Redaktion verantwortlich: C. Zänker in Hattingen-Ruhr.

Bezugspreis: Monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).

Anzeigengebühr: 12½ Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal" gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200, Bergleute unter Tage mit Mark 100, versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Geschäftsstelle dieser Zeitung angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Unkenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht, und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Weihnachten.

Gleichwie verheißend aus dem Wüstensand,
Den Wandrer die Oase grüßt von ferne
Und der Verschmachtende den Weg dann fand
Zum grünen Eiland, jenem Hoffnungssterne,
So glänzt das weihnachtliche Strahlenlicht
Aus dunklen Wintertagen uns entgegen;
Den Bann der Finsternis es leuchtend bricht,
Erweckend Hoffnung, Freude, Heil und Segen.

Ja, Hoffnung senkt sich in die Menschenbrust
Auf neues Leben aus der toten Hülle;
Auf neues Blühen, neue Frühlingslust,
Auf neue Frucht und neue Liederfülle.
Und Freude keimt im Menschenherzen leis,
Bis sie zu frohem Jauchzen sich gestaltet;
Derweil im Weihnachtslichte sich das Reis
Der höchsten, gottgeweihten Lieb entfaltet.

Aus ihr entsprungen ist der Welt das Heil.
Hat nicht an jedem hohen reinen Glück
Die Liebe immerdar das größte Teil?!
Denkt an die selge Kinderzeit zurück!
War's Liebe nicht, die euch den Baum geschmückt
Am Fest, da einst der Heiland ward geboren?
Er selbst hat uns durch höchste Lieb beglückt.
Indem sein Sterben uns zum Heil erkoren?

Aus Sündennacht hob liebend er empor
Die Menschheit zu der Höh' des Lichts, des Lebens,
Aus Herzenstiefen lockte er hervor
Den Liebesquell in uns auch nicht vergebens;
Die Weihnachtszeit mit ihrem Strahlenglanz
Erweckt ihn stets aufs neu zur Macht und Fülle.
O, daß der Liebe Segen voll und ganz
Auch dieses Jahr sich wieder uns enthülle!

A. v. Diemar.

Zum Weihnachtsfeste 1910.

Des Jahres schönstes Fest hat nun wieder die Freudenpforten geöffnet, durch welche jung und alt, hoch und niedrig, reich und arm in unabsehbarem Zuge strömt. Weihnachten! Wie tausendfach ist seine Köstlichkeit, mit ihrem Licht und ihrer Liebe unter dem strahlenden Tannenbaum, geschildert, besungen und genossen worden; immer lockt es aufs neue mit seiner alten verklärten Traulichkeit! Und mögen auch Hunderttausende sich kaum noch des eigentlichen Anlasses entsinnen, weshalb es denn gefeiert wird, viel weniger ihn noch beachten, so stimmen doch andere Hunderttausende immer noch mit alter Freudigkeit in die liebe Weise ein: „Alle Jahre wieder kommt das Christuskind auf die Erde nieder, wo wir Menschen sind." Das Christkind! Und in ihren Ohren klingen abermals alle Lieder zu seinem Preis, und vor ihren Augen erstehen all die köstlichen Bilder großer Meister zu seiner Verherrlichung, und um dieses Kindes willen feiert man Weihnachten so recht eigentlich zugleich als schönstes Fest der Kinder! Ist es da angebracht, in solchen Jubel auch einen besinnlichen Ton einklingen zu lassen? Wohl gewiß, wenn er zur Vertiefung dieses in Wahrheit schönsten Festes der gesamten Christenheit beitragen möchte. Und da kann kaum in Zweifel gezogen werden, daß selbst in Kreisen, die der Kirche und ihrem Evangelium noch zugetan sind, die Gefahr einer gewissen Verflachung der großen Weihnachtsbotschaft besteht. Ernstgesinnte werden dem unlängst getanen Ausspruch eines Gottsuchers kaum ausweichen können, daß es „überhaupt der Grundschade unserer Zeit ist, daß die meisten denkenden, geistig interessierten Menschen dem geistigen Ringen der Gegenwart um die Person und das Wesen Jesu nur wie einem Theater zusehen", — statt sich vom Geiste Jesu erfüllen zu lassen, um zu tun, was er sagt. Da entsteht auch gegenüber dem Weihnachtsfest als dem Geburtstagsfeste des Weltheilands die Bitte, nicht an der Oberfläche einer — sozusagen — bloßen „Christkind"-Feier haften zu bleiben. Wenn wir das Wiegenkind irgend eines Großen der Geschichte begehen, so steht in unserer Erinnerung gleichwohl das Ganze seiner machtvollen Persönlichkeit und ihrer zentralen Bedeutung für die Kultur auf. Wir wollen diese Huldigung im Geist doch nicht dem Größten aller Welt- und Gottesgeschichte an seiner Geburtstagsfeier versagen, bei der einst selbst des Himmels Kräfte sich bewegten. Es ist gewiß unumgänglich und köstlich, zu Weihnachten sich mit der Familie in die liebliche Anfangsgeschichte des Evangelisten Lucas zu versenken. Aber vollgerecht werden wir dem Verständnis und der Bedeutung jener Botschaft: „Euch ist ein Kindlein heut geborn von einer Jungfrau auserkorn, ein Kindelein, so zart und fein, das soll euer Freud und Wonne sein," doch erst, wenn jeder Einzelne von uns auch das Anfangskapitel des Johannes dazu aufschlägt: „Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort . . . Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit." Dann erst feiern wir Weihnachten recht. Denn nun erst empfinden wir, daß es nicht bloß ein Fest voll lichter Lieblichkeit, sondern auch voll heiliger Majestät ist. Und wie jene unsere Seele beglückt, muß diese zugleich unsern Willen straffen, durch unsere Gesinnung und Tat, durch unser Leben uns auch dessen würdig zu erweisen, von dem Paul Gerhard zu Weihnacht sang: „Ich lag in tiefer Todesnacht, du wurdest meine Sonne, die Sonne, die mir zugebracht Licht, Leben, Freud und Wonne. O Sonne, die das werte Licht des Glaubens in mir zugericht, wie schön sind deine Strahlen!"

Wie sieht's aus in der Welt?

Der Reichstag

hat für dieses Jahr Schluß gemacht und die Weihnachtsferien angetreten. Darüber werden insonderheit die Reichstagspräsidenten erfreut sein, denn die Handhabung der Geschäftsordnung wurde durch die Heftigkeit der sozialdemokratischen Opposition in einer Weise erschwert, die über das Erlaubte einige Kilometer hinausging.

Die erste Lesung des Etats gab dem Reichskanzler Gelegenheit zu programmatischen Erklärungen über die äußere und die innere Politik, und er tat dies mit einer Offenheit und einem Freimut, die auch dem Gegner Respekt abnötigte. Seine Erklärungen über unser Verhältnis zu Rußland und zu England erregten in ihrer knappen und unzweideutigen Form besondere Aufmerksamkeit auch im Ausland. Die Stetigkeit und bei aller energischen Vertretung des deutschen Interessen offenbare Friedfertigkeit unserer auswärtigen Politik mußte allerseits gebührend gewürdigt werden. Der neue Staatssekretär des Auswärtigen Amts v. Kiderlen-Wächter erfreute sich einer sehr entgegenkommenden Aufnahme bei den deutschen Volksvertretern, die durch seine bisherige erfolgreiche Tätigkeit durchaus gerechtfertigt erscheint. Die gleiche Wertschätzung fanden auch die beiden anderen neuen Männer am Regierungstisch, der Kolonialsekretär v. Lindequist und vor allem der Schatzsekretär Wermuth. Dieser wurde als der beste Schatzsekretär, den das Reich seit Jahrzehnten gehabt habe, von Abgeordneten der Mehrheit geradezu begeistert gepriesen. Aber auch in den Organisationsparteien fand seine solide, vorsichtige und sparsame Finanzwirtschaft und Etatsaufstellung ehrlich Anerkennung.

Die neue Verfassung für Elsaß-Lothringen

ist vom Bundesrat entworfen und der Oeffentlichkeit unterbreitet.

Berücksichtigt man die Halsstarrigkeit der Reichslandbewohner, muß zugestanden werden, daß eine liberalere Verfassung kaum denkbar ist.

Dem Wunsche nach Selbständigkeit der reichsländischen Bevölkerung ist entsprochen, aber auch die Zugehörigkeit zum Reich ist aus nationalem Interesse deutlich unterstrichen.

Die Gesetzgebung für Elsaß-Lothringen ist zwar dem Reichstag und Bundesrat entzogen, dafür ist das Reichsland enger mit dem Kaiser — der die Verkörperung des Reichsgedankens ist — verknüpft. Und das ist gut.

Die Ernennung des Statthalters geschieht durch den Kaiser, jedoch muß der Reichskanzler gegenzeichnen.

Des weiteren erläßt der Kaiser die Gesetze unter Zustimmung der reichsländischen Kammern.

Die erste Kammer

wird an den zur Zeit bestehenden Staatsrat angeknüpft, staatliche und kirchliche Beamte werden durch indirekte Wahl der Körperschaft zugeteilt. Außerdem soll der Kaiser befugt sein, die gleiche Zahl von Mitgliedern zu berufen, welche die beiden ersten Gruppen umfassen. Wählbar sind nur Reichsangehörige, die in Elsaß-Lothringen ihren Wohnsitz haben und mindestens 39 Jahre alt sind.

Weihnach's-Urlaub.

Humoristische Plauderei. Von Freiherrn von Schlicht.

(Nachdr. verboten.)

Ferien und Urlaub sind nicht dasselbe. Ferien bekommt jeder Schüler, auch der faulste, Urlaub dagegen wird nach Gebühr und Würdigkeit verteilt.

An dem Tage, an dem das Kind, von den besten Ermahnungen der Eltern begleitet, mit belegten Butterbroden in allen Hosen- und Rocktaschen, und einem funkelnagelneuen Ränzel auf dem Rücken zum ersten Male zur Schule geht, freut es sich auf nichts so sehr, als auf die ersten Ferien.

Und der Rekrut, der im Herbst von der heimatlichen Scholle zu den Waffen gerufen ist, dem alle Freuden des militärischen Lebens bevorstehen, freut sich auf nichts so sehr als auf den ersten Urlaub.

Und sein erster Urlaub ist der Weihnachts-Urlaub.

Das heißt: nur dann, wenn er ihn bekommt.

Ob er ihn bekommt? Das ist die große Frage — im Vergleich mit der „Sein oder nicht Sein" das reine Puppenspiel ist. Ob man ist, oder ob man nicht ist, das ist ganz gleichgültig, aber ob man auf Urlaub fährt oder ob man in der Kaserne zurückbleiben muß, das ist wenigstens für die, die es angeht, von welterschütternder Bedeutung.

Auf dem Kasernenhof stehen die Rekruten und üben Griffe: Gewehr über, Gewehr ab — Gewehr über, Gewehr ab.

Der Unteroffizier steht vor der Front und sieht zu, wie seine Kinder greifen.

Da fährt er plötzlich auf einen Mann seiner Korporalschaft los: „Das ist schlapp, mein Sohn, das ist mächtig schlapp, das ist überhaupt garnichts, ein neugeborenes Kind hat mehr „Murr" in den Knochen als Sie. Und mit solchen Griffen wollen Sie auf Urlaub fahren, in der Heimat den feinen Mann spielen und mit ihren Kenntnissen renommieren, Herzen brechen und sich am Weihnachtskuchen den Magen verderben? Das möchten Sie wohl — aber ich möchte einmal die Gesichter sehen, die sie zu Hause machen, wenn Sie mit solchen Griffen ankommen."

„Ich nehm doch meine Griffe gar nicht mit nach Haus und mein Gewehr doch auch nicht, sondern gebe es wie jeder Urlauber an den Schießunteroffizier ab", denkt der Rekrut — oder richtiger gesagt, er will es denken, denn der Gedanke: „nun kommst Du nicht auf Urlaub", läßt gar keinen anderen Gedanken aufkommen.

Und auf Urlaub will er, auf Urlaub muß er. Vater und Mutter und die Anna, die er so liebt und die er heiraten will, wenn er vom Kommiß frei ist, sitzen zu Haus und warten auf ihn. Er hat es ihnen fest versprochen, zu kommen, und was der Mensch verspricht, muß er auch halten.

Sein Vater ist auch Soldat gewesen und hat tapfer in dem letzten Kriege mitgekämpft, er kennt den „Soldatenrummel" in- und auswendig.

An dem Tage, da sein Sohn eintrat, hat er ihm eine schöne Rede gehalten: „Sieh mal mein Sohn, ob Du nun just so wie ich Gefreiter oder gar Unteroffizier wirst, das kann man ja nicht im voraus wissen. Aber richte Dich so ein, daß Du zu jedem Fest auf Urlaub kommst, das steht bei Dir — wenn Du nicht kommst, ist das ebensoviel, als wenn Du früher ein schlechtes Schulzeugnis mit nach Hause brachtest. Und wie Du bei solchen Gelegenheiten das Leder voll bekamst, so soll es auch bleiben — kommst Du Weihnachten nicht, so kriegst Du was in die Jack', wenn Du kommst — und wenn Du gar nicht kommst — dann komme ich."

An dies alles denkt der arme Rekrut und er nimmt sich vor, sich mit seinen Griffen zu bessern. Abends von 6 bis 7 Uhr ist Putz- und Flickstunde, in der die Uniformen genäht, gereinigt und blank geputzt werden, daß das Weltall sich darin spiegeln kann — ist dieser Dienst beendet, dann ist Feierabend, dann sollen die Waffen ruhen.

Aber der junge Rekrut, dem der Urlaub zu Wasser zu werden droht, obgleich sonst alles bei der strengen Kälte gefriert, zieht sich um sieben Uhr noch einmal seinen „fünften" Rock an, schnallt das Lederzeug mit den beiden Patronentaschen um die „Herberge für Kommißbrod", wie der Soldat seinen Magen nennt, stellt sich vor den in jeder Mannschaftsstube befindlichen großen Spiegel, damit er seine Fehler, die er macht, selbst sehen und selbst verbessern kann und „kloppt" Griffe, daß die Erde zittert.

Nach einer Stunde, während der von der Stirne heiß der Schweiß geflossen ist, nimmt er „Gewehr ab und rührt". Rühren heißt für den Soldaten sich ausrichten und den Anzug in Ordnung bringen. Nach sich selbst kann sich aber kein Mensch ausrichten, so begnügt er sich denn damit, seinen Anzug in Ordnung zu bringen. Er schiebt die Mütze gerade, daß die Kokarde gerade über der Nasenspitze sitzt, rückt die Patronentaschen zurecht und wirft noch einen letzten langen Blick in den Spiegel. Dann nähert er sich dem „Unteroffizier-Verschlag", dem Raum des Unteroffiziers, der durch quergestellte Spinde und durch einen Kattun-Vorhang von der Mannschaftsstube abgetrennt ist.

„Ich bitte eintreten zu dürfen."

„Wer ist da?"

„Musketier Petersen."

Eine Sekunde später steht er vor dem Gestrengen. Beim ersten Griff „vergreift" er sich natürlich, das ist immer so, wenn man etwas vormachen soll, dann aber findet er seine Ruhe und Sicherheit wieder.

„Na, es ist gut, mein Sohn, Sie geben sich Mühe, das ist lobenswert, dann können Sie dieses Mal noch auf Urlaub fahren, — aber daß sie meiner Korporalschaft keine Schande machen!"

Freudig eilt der Gelobte von dannen — er ist nach seiner Meinung nun schon so gut wie zu Hause — und doch hat der Korporalschaftsführer natürlich gar keinen Einfluß darauf, ob ein Mann auf Urlaub fahren soll oder nicht. Das braucht der Rekrut aber gar nicht zu wissen, für ihn muß alles, was der Korporal sagt, das Evangelium sein, an dem sich nicht rütteln und rühren läßt. Die Disziplin erfordert dies — gerät erst die ins Wanken, dann ist es mit der Armee „alle baballe", wie die Kinder sagen.

Wer reisen soll, das bestimmt aber der Hauptmann, der kennt seine Kindlein in- und auswendig, der weiß nicht nur, was sie im Dienst leisten, sondern er kennt auch ihre geheimsten Ansichten und Meinungen.

Wer sich brav geführt hat, der fährt, und wer ein Schlingel gewesen ist, sich im Arrest herumgetrieben hat, anstatt seinen Dienst zu tun, der bleibt in der Kaserne, höchstens bekommt er am Weihnachtsabend „Stadturlaub", um mit seiner wirklichen oder seiner sogenannten Cousine — die Gelehrten sind sich darüber noch nicht einig, welche der beiden Cousinen die bessere ist — den heiligen Abend zu verleben.

Die anderen aber reichen „korporalschaftsweise" ihren Urlaub nach der Heimat ein, wenn der Feldwebel mittags bei der Parade aus seinem dicken Notizbuch vorgelesen hat: „Kompagnie-Befehl: diejenigen, die auf Urlaub zu fahren wünschen, haben ihr Gesuch bis heute Abend um sechs Uhr ihrem

Die zweite Kammer
die eigentliche Volksvertretung, soll auf der Grundlage des allgemeinen, geheimen, direkten Wahlrechts gebildet werden.

Das Wahlrecht besitzt jeder männliche Einwohner Elsaß-Lothringens, der das 25. Lebensjahr zurückgelegt hat und in der Gemeinde oder in dem zuständigen Wahlkreise entweder 3 Jahre wohnt, oder bei einjährigem Wohnsitz entweder ein Grundstück besitzt, ein stehendes Gewerbe betreibt, oder ein öffentliches Amt bekleidet.

Wahlberechtigten im Alter von mindestens 35 Jahren stehen zwei, im Alter von mindestens 45 Jahren drei Stimmen zu.

Diesem Entwurf wird der Reichstag zustimmen. Ob die reichsländische Bevölkerung diese gewährleisteten Rechte würdig gebrauchen wird, muß dann abgewartet werden.

Die Weihnachtsfeier am deutschen Kaiserhofe
wird auch in diesem Jahre in üblicher Weise verlaufen. Am Nachmittage des Heiligabend macht der Kaiser seinen historischen Spaziergang im Park von Sanssouci und pflegt dabei neugeprägte Geldmünzen mit seinem Bilde zu verteilen. Nachher wohnt er mit seinen Söhnen der Bescherung beim ersten Garderegiment bei, wo der Riesenhonigkuchen, den das Regiment dem obersten Kriegsherrn verehrt, eine große Rolle spielt. Abends findet die Weihnachtsfeier für die ganze kaiserliche Familie regelmäßig im Neuen Palais statt, in dessen Muschelsaal für jeden Angehörigen ein Tannenbaum aufgestellt wird. Diesmal fehlt im Kreise das Kronprinzenpaar, dafür sind aber dessen drei kleine Söhne anwesend. Die Feiertage verleben die Majestäten im Kreise ihrer Familie. Seinem vierten Sohn, dem neugebackenen Referendar Prinz August Wilhelm, machte der Kaiser mit der Ernennung zum Hauptmann ein Extra-Weihnachtsgeschenk. Die Neujahrsfeier findet ebenfalls, wie stets, im Berliner Schlosse statt. Zur Beglückwünschung werden die 23 kommandierenden Generale der deutschen Armee anwesend sein.

Prinz Max von Sachsen.
der Bruder des Königs von Sachsen, der 1893 die Uniform mit dem Priestergewande vertauschte und heute als Professor der katholischen Theologie wirkt, hat es mit dem Vatikan gründlich verdorben. Prinz Max veröffentlichte in der Zeitschrift „Rom und Orient" einen Artikel, in dem er der römisch-katholischen Kirche vorwirft, der griechisch-katholischen Kirche gegenüber nicht „tolerant" gewesen zu sein. Eine Verbündung beider Kirchen hält er für nötig; bei der Fusion sollen die griechischen Kirchenämter bestehen bleiben. Nebenher wird dann noch gesagt, daß mehrere Päpste der römischen Kirche gewalttätige und herrschsüchtige Menschen gewesen seien, die aus Geldgier manche Ungerechtigkeit begangen hätten.

Der „Osservatore" (Amtsblatt des Vatikans), bringt an leitender Stelle folgende Erklärung:

„Zum allgemeinen größten Aergernis hat Prinz Max von Sachsen in die auf Vereinigung der katholischen und griechischen Kirche hinzielende Zeitschrift „Rom und Orient" (Novembernummer) einen Artikel eingeschmuggelt, der von Ketzereien aller Art strotzt. (!) Es handelt sich darin um Behauptungen, die so ungeheuerlich sind, daß sie von keinem Katholiken, geschweige denn von der Kirche und dem Papste geduldet werden könnten."

Der Prinz wird sich jetzt vor dem Papst verantworten müssen. Einer der größten Eiferer im katholischen Lager ist in Ungnade gefallen, weil er wagte, seinen Gedanken nach Wahrheit und Recht Raum zu geben.

In sächsischen Hofkreisen sieht man dem „Ketzergericht" mit Spannung entgegen.

Die nächsten Wochen können große Ueberraschungen bringen. Im Zeitalter der Modernisteneide ist eben alles möglich.

* * *

Die Borkumer Spionage-Affäre
wird augenblicklich vor dem Reichsgericht in Leipzig verhandelt. — Die Anklage richtet sich gegen die beiden Engländer Brandon und Trench, von denen der erstere als aktiver englischer Offizier angesehen wird. Er wurde in der Nacht zum 24. August ds. Js. auf der Insel Borkum bei der photographischen Aufnahme der streng geheim gehaltenen Befestigungsanlagen der Insel betroffen. Die Durchsuchung seiner Koffer bestärkte den Verdacht der Spionage in solchem Maße, daß auch sein Freund und Begleiter Trench verhaftet wurde. Beide wollen nur frohe Ferienreisende gewesen sein und die Photographien aus Liebhaberei aufgenommen haben. Die in dem Koffer gefundenen Instrumente und Pläne machen die harmlosen Angaben jedoch recht unwahrscheinlich. Den Verhandlungen vor dem Reichsgericht wird ein englischer Regierungsbeamter beiwohnen, solange die Oeffentlichkeit nicht ausgeschlossen ist.

Major Dominik von der Schutztruppe
für Kamerun ist im Alter von erst 40 Jahren einer Herzklappen-Entzündung erlegen. Der Verstorbene hatte 20 größere Expeditionen in Afrika ausgeführt, war wiederholt verwundet worden, hatte sich bei der Niederwerfung des letzten Maca-Aufstandes rühmlich hervorgetan und war für seine Verdienste mehrfach durch Ordensverleihungen ausgezeichnet worden. — Major Hans Dominik wurde am 7. Mai 1870 in Kulm geboren und trat in das 2. Brandenburgische Grenadierregiment Nr. 12 ein. 1890 wurde er Leutnant und drei Jahre später ging er zur Schutztruppe über. Mit einer kurzen Unterbrechung blieb er dort und avanzierte 1904 zum Hauptmann, 1908 zum Major. Am Freitag voriger Woche wollte der Schwerkranke die Heimreise antreten starb aber an Bord des Dampfers „Eleonore Woermann" angesichts der Küste Afrikas.

Die Wahlen zum englischen Parlament
sind glücklich beendet und haben dasselbe Resultat geliefert, wie die im Januar ds. Js. vollzogenen. Da demnach keinerlei Klärung eingetreten ist, so kann der Kampf gegen das Oberhaus erst nach einer nochmaligen Auflöseng und Neuwahl aufgenommen werden, die aber in ziemlicher Ferne steht. — Die Wahlagitation zeitigte in den letzten Tagen noch einige groteske Blüten. Besonders hübsch war, daß der Unterstaatssekretär des Marineministeriums nach einer Versammlung seine Zuhörer in einen Konzertsaal führte und ihnen dort Lieder zur Verherrlichung Englands vortragen ließ.

In Griechenland
haben die Wahlen eine große Mehrheit für den jetzigen Ministerpräsidenten Venizelos ergeben. Da die Auflösung des Parlamentes vom König selbst angeregt war, so ist der Ausfall der Wahl auch ein Erfolg für die Dynastie. Venizelos hat sich bisher als ein besonnener und energischer Staatsmann gezeigt, der nicht nur im Inneren die notwendigen Reformen durchzuführen bereit ist, sondern auch nach außen hin die berechtigten Empfindungen der Türkei und der Großmächte zu schonen gelernt hat. So kann man von der Sicherung seiner Staatsleitung nur günstige Folgen für das Hellenentum und den Weltfrieden erwarten.

In Zentral- und Südamerika
dauert der Zustand der chronischen Unruhe fort. In Mexiko finden noch immer Reibereien zwischen Regierungstruppen und Insurgenten statt, und es scheinen nicht immer die Soldaten des Präsidenten Porfirio Diaz leichten Kaufes mit den Aufständischen fertig zu werden. In Peru nahmen die Rebellen einige Orte ein und marschierten auf die Hauptstadt zu. Die Regierung sandte ihnen Truppen entgegen.

Auch in China gährts wieder.
In dem unweit Kanton (Südchina) gelegenen Lienchou-Kwangsi, wo im vergangenen Monat die amerikanische Kirche mit Missionshaus durch Feuer zerstört und mehrere Missionare ermordet wurden, sind neue schwere Unruhen ausgebrochen. Zum Schutze des genannten Ortes und zur Unterdrückung des Aufruhrs hatte die Regierung drei Bataillone entsandt. Gegen diese erhoben sich etwa 2000 Rebellen, zumeist See- oder Straßenräuber. Auch die Haltung der sogenannten „geheimen Gesellschaften" gibt zu Besorgnissen für die Fremden Anlaß. Die von dem bedrohten Orte um militärische Hilfe ersuchte Behörde von Kanton wandte sich zunächst nach Peking. Von dort sieht man die Gefahr als nicht so groß an.

△ Altrömische Millionäre.

Wenn immer das alte Rom durch die Macht der Waffen seinen Besitz erweitert und das römische Weltreich um eine neue Provinz bereichert hatte, dann begann für die herrschsüchtige und unersättliche Geldaristokratie der ewigen Stadt eine Zeit der Ernte, und in kurzer Frist war alles Gold, aller Landbesitz aufgesogen, die Finanzmagnaten hatten ihren Reichtum vergrößert, und die Zahl ihrer Sklaven vermehrt. Es waren gewaltige Vermögen, die auf diese Weise aufgehäuft wurden. Im Mercure de France veröffentlicht Paul Louis eine fesselnde Studie über den Ursprung des antiken Kapitalismus und berichtet dabei von den enormen Einkünften, deren viele hervorragende Staatsbürger sich erfreuten. Atticus, der Freund des Cicero, verfügte über eine Rente von rund 2 Millionen, und zur Zeit des Augustus häufte der Augare Lentulus ein Vermögen von über 80 Millionen in kurzer Zeit auf. Den gleichen Reichtum erwarb Narcissus, der berühmte kaiserliche Freigelassene, und Seneca, der gelassene Philosoph, hinterließ bei seinem Tode ein Vermögen von weit über 50 Millionen. Die reichsten Senatoren hatten zur Zeit der ersten Kaiser eine Rente von durchschnittlich 2—3 Millionen. Dieser Ueberfluß an Reichtümern drängte finanzielle Bedächtigkeit in den Hintergrund, und führenden Politikern gewährte man gern riesige Darlehen. So konnte Cäsar eine Schuldenlast von 5½ Millionen anhäufen, die Schulden des Antonius beliefen sich auf 8 Millionen, und Milon hatte seinen Kredit bis zu beinahe 14 Millionen ausgenutzt. Das rasche Zufließen des Geldes stumpfte die Sinne ab, man wurde sorglos, und viele steinreichen Männer ruinierten sich durch die unerhört prunkvollen Bankette, die sie aus Freude am Glanze ihren Freunden gaben. Nicht selten wurden für irgend einen exotischen Fisch, der in Rom schwer zu erlangen war, 2000 Mk. bezahlt. Aber daneben blühte der Wucher, eine Verzinsung, die heute vom Strafgesetzbuch geahndet würde, war ortsüblich, ja wenn man für verliehenes Geld 3 oder 4 Prozent Zinsen für den Monat beanspruchte, galt das als völlig normal. Brutus, der wirklich als ehrenwerter Mann berühmt war, verlangte 48 Proz., und Atticus war keineswegs weniger selbstlos. Die Pächter der Staatseinnahmen in Asien, die unter Sulla der Republik ein Darlehen von 100 Millionen gegeben hatten, erhielten nach 12 Jahren 600 Millionen zurückgezahlt.

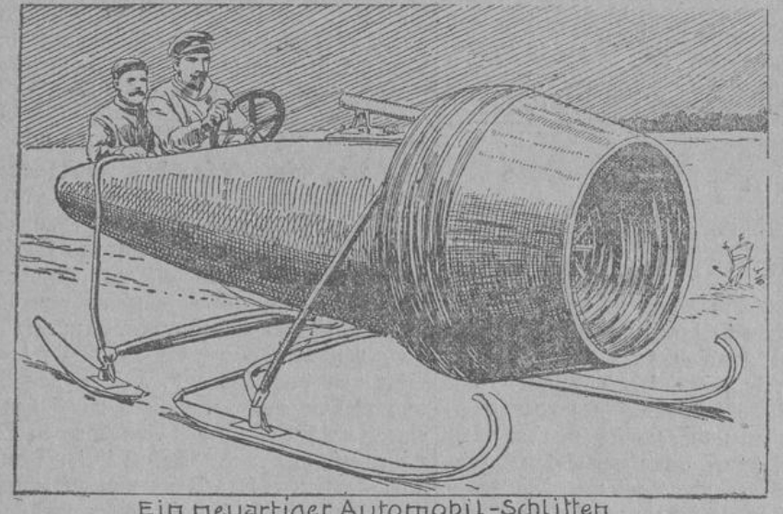
Kirche, Schule und Haus.

In Berlin gibt es jetzt etwa 470 Lehrerin-Anwärterinnen, die nach Bedarf mit Vertretungen ꝛc. beschäftigt werden, aber keinen Anspruch auf eine feste Einnahme haben. Bis zur festen Anstellung mit sicherer Existenz vergehen in der Regel 6 Jahre. Der Magistrat hat nun beschlossen, vorläufig 100 dieser Anwärterinnen von Ostern 1911 ab ein festes Honorar von 1350 resp. 1080 Mark zu zahlen.

Gedankensplitter.

Fröhlich soll mein Herze springen
Dieser Zeit, da vor Freud' alle Engel singen;
Hört, hört wie mit vollen Chören
Alle Luft laute ruft: Christus ist geboren!

P. Gerhardt.



Ein neuartiger Automobil-Schlitten

Die langjährigen Versuche, einen durchaus leistungsfähigen Automobilschlitten zu bauen, scheinen nunmehr zum Abschluß gelangt zu sein. Der französische Ingenieur M. Roanda hat einen für den Großfürsten Kryill von Rußland bestimmten Schlitten konstruiert, dessen eigenartiger Turbinenpropeller 6 Zylinder mit 30 Pferdestärken besitzt. Der Schlitten wird durch den an der Spitze angebrachten Propeller, der sich nach der Art der Ventilatoren mit enormer Geschwindigkeit dreht, gewissermaßen vorwärtsschraubt, so daß der Schlitten außerordentlich leicht auf seinen vier Kufen im Schnee dahingleitet. Hinter der Luftschraube ist der Sitz für den Fahrer sowie der Benzinmotor angebracht. Das ganze Gehäuse des Schlittens, der eine große Schnelligkeit zu entwickeln vermag, ist eine zylinderische, möglichst geringen Luftwiderstand bietende Form, gebracht.

Korporalsführer einzureichen. Es giebt Urlaub vom 23. Dezember bis zum 2. Januar abends 12 Uhr."

Potztausend, das sind ja elf ganze Tage — elf Tage keine Gewehrgriffe, keinen langsamen Schritt, kein Schießen mit scharfen Patronen, bei dem man als Rekrut beständig ein Loch nach dem anderen in die Natur schießt, d. h. das Ziel fehlt, elf Tage lang keine „Kommißbollen" tragen zu brauchen, sondern in „Extra-Stiefeln und Extra-Sachen" einherlaufen zu können, das ist ja mehr, als man je zu erwarten gehofft hatte.

Uebermut und Freude spricht aus allen Zügen. Die Mutter der Kompagnie setzt aber gleich einen kleinen Dämpfer darauf: „Noch habt Ihr den Urlaub nicht — freut Euch nicht zu früh."

„Aber sie freuen sich doch, sie sind, wie das vierfache F der Turner besagt: frisch, fromm, fröhlich und „vergnügt".

Die Aussicht auf den Weihnachts-Urlaub wirkt Wunder: die „schlappsten" Kerls werden Riesen an Kraft und Ausdauer — die krümmsten Beine werden gerade — die dicksten Kniee können plötzlich nach hinten durchgedrückt werden, die Lahmen werden zu Schnellläufern und wenn der Offizier oder Unteroffizier ruft, dann „flutscht" das nur so.

Und endlich ist der Urlaubstag ta.

Morgens von sieben bis acht ist wie stets an den Tagen, da der Offizier nicht selbst instruiert, Instruktion durch die Unteroffiziere gewesen. Das Thema lautet: „Verhalten auf Urlaub." Da ist alles noch einmal ganz genau durchgesprochen worden, wo und wann sich jeder zu melden hat, wie er sich verhalten muß, wenn er „auf Urlaub krank" wird, von wem das Attest geschrieben sein muß: natürlich vom Menschendoktor und nicht vom Pferdedoktor, obgleich mancher von Euch mehr Aehnlichkeit mit einem Roß hat, als Ihr es selbst zu glauben scheint. Und dann mit der Zugverspätung: daß mir keinem von Euch der Zug im Schnee stecken bleibt, wenn Euer Urlaub zu Ende ist — das kenne ich, das ist immer gelogen, das weiß ich aus eigener Erfahrung, ich bin auch einmal im Schnee stecken geblieben, das heißt, ich steckte wirklich fest, und dann muß man sich von dem Stationsvorsteher eine schriftliche Bescheinigung geben lassen, daß der Zug wirklich aus den und den Gründen zu spät gekommen ist — denn Ihr habt zwar verflixt schafsdämliche, aber keine so ehrlichen Gesichter, daß man Euch so ohne weiteres glauben könnte. Und das sag ich Euch, daß Ihr in die roten Aufschläge von den dritten Röcken, die anzuziehen Euch erlaubt ist, keine Bier- und Fettflecken hineinbekommt; lieber verzichtet noch in der letzten Minute auf Eure Reise, denn das sage ich Euch, wer seinen dritten Rock „versaut", dem wäre besser, er wäre nie geboren. Und wenn es auf der Straße schmierig ist, schlagt mir die Hosen hübsch um und zieht sie vorschriftsmäßig in die Höh, damit Ihr unten nicht durchnäßt wie ein Frauenzimmer, das sich auf dem Tanzboden die Plisseefalten durchgepedalet hat. Na, überhaupt es ist man ein Glück, daß ich Euch nicht sehen kann, ich glaube, wir würden da alle keine Freude nicht daran haben.

„Aufhören — wegtreten lassen," ruft vom Korridor her der die Aufsicht führende Rekrutenoffizier.

Alles eilt an die Spinde, um sich zum Exerzieren fertig zu machen — bis elf Uhr ist Dienst, aber keiner hat heute rechte Lust, auch der Offizier nicht, dessen Zug schon um elf einhalb Uhr geht und der „krummer Hund" schimpft, daß er sich noch bis zum le"ten Augenblick „schinden" muß.

Aber sein Schimpfen ist nicht so bös gemeint, er denkt sich nichts dabei.

Um zehn Uhr kommt der „Häuptling" und schlägt dem Leutnant vor, mit dem Dienst aufzuhören, „heute würde doch nichts ordentliches daraus — lieber gar keinen Dienst als halben."

Der Leutnant findet plötzlich, daß sein Hauptmann doch ein sehr verständiger Mensch ist, er ruft seine Leute zusammen, wünscht ihnen vergnügte Feiertage, meldet sich bei seinem Vorgesetzten und stürmt dann nach Haus, um sich davon zu überzeugen, ob sein Bursche beim Kofferpacken auch nicht zu großen Blödsinn macht.

Auch die Leute packen ihren Koffer, d. h. ihren Tornister. Sein Geld — und ohne Geld kann auch kein Soldat reisen, obgleich die Militär-Billetts so gut wie nichts kosten — trägt er wohlverwahrt in einem ledernen Brustbeutel, den er sich in der Kantine bei seinem Dienstantritt für fünfzig Pfennig erstanden hat, um den Hals. Was er sonst noch braucht, kommt in den Tornister: Wäsche, Putzsachen, Drillichanzug. Und fast jeder Soldat, der auf Urlaub fährt, nimmt den Rest seines Kommißbrodes mit. Daß die Extrasachen nicht fehlen dürfen, ist selbstverständlich. Die Mütze wird in die Mützenschachtel gelegt und damit diese sich besser tragen läßt, wird sie in ein möglichst großes, buntes Taschentuch eingeschlagen.

Dann wird „die Bundeslade auf den Puckel gepackt", der Tornister umgehängt, der Zylinder, alias Helm genannt, auf den Kopf gesetzt und nun kann die Reise losgehen.

Nein, noch nicht.

Erst kommt noch ein Appell, bei dem der Feldwebel die Urlaubspässe austeilt und jeden einzelnen mit einer Genauigkeit prüft und mustert, als sollte jeder direkt vor Se. Majestät hintreten.

„Auch ein reines Hemd an?"
„Zu Befehl, Herr Feldwebel."
„Auch ein Loch im Strumpf?"
„Zu Befehl, Herr Feldwebel."

Die Kompagnie lacht über diesen mütterlichen Witz und da erst merkt der Gefragte, daß er hereingefallen ist.

„Stillgestanden, Augen — links!"

Der Herr Hauptmann ist gekommen, auch er mustert noch einmal einen jeden seiner Untertanen, ermahnt sie dann nochmals in kurzen Worten, sich gut zu betragen, der Kompagnie keine Schande zu machen. Und nun: „Adieu, Leute."

„Adieu, Herr Hauptmann."

Und nun stürmen sie davon, die Treppen hinunter, einer den anderen überholend, über den Kasernenhof, zum Portal hinaus, wo der Posten ihnen wehmütig nachschaut, hin nach dem Bahnhof, wo der Zug bald einläuft, der sie nach der Heimat führt.

So fahren sie zum ersten Male im bunten Rock der väterlichen Scholle entgegen und Vater und Mutter können sich nicht satt sehen an ihrem Jungen, so groß und stark und schön ist er geworden, und die Anna ist so stolz auf ihn, als wäre er ein Fürst und von neuem schwört sie ihm ewige Liebe und so herrscht eitel Freud und eitel Lust überall.

Ja, ja, solch Weihnachts-Urlaub ist schön und käme es auf die Urlauber an, so dauerte er ewig, ewig und er wäre endlos, wie in mancher Weise ein Gedankenstrich. —

Das leidige Schießen. Der 16jährige Realschüler Schedawy in Kladno erschoß aus Unvorsichtigkeit mit einem Revolver einen 17jährigen Kameraden und beging darauf Selbstmord. Beide Knaben waren die einzigen Söhne hiesiger Industrieller.

Lokales.

Weihnachtsausrüstungen werden jetzt nicht nur in allen Familien betrieben, sondern auch in den Kasernen, denn die Mannschaften, die nicht auf Urlaub nach Haus gehen, sollen und wollen ihre Freude haben. In allen Regimentern sind Beträge für die Bescherung ausgeworfen, die noch durch kleine Sammlungen auf den einzelnen Stuben vermehrt werden, um den Leuten eine Extra-Ueberraschung zu bereiten. In dem Ausputz des Christbaumes aber sucht man überall eine besondere Ehre, und von den uniformierten Künstlern könnte mancher etwas lernen. So geht es denn am Festabend froh und wohlgemut zu, wenngleich bei den brennenden Kerzen mancher stille Gedanke in die Heimat fliegt, besonders von den Rekruten. Aber auch die sehen jetzt, daß der bunte Rock seine Poesie hat. Wie in den Kasernen, so ist's auch auf unseren Kriegsschiffen, und wo es irgend geht, wird darauf gehalten, daß ein großer Tannenbaum für die ganze Besatzung des Fahrzeuges aufgeputzt und aufgestellt werden kann.

Winters Anfang. Der Kalender kündet jetzt: — Winter will regieren, — Und mit Kohlen, Woll und Pelz — Soll's Geschäft florieren! — Wird's jetzt Wahrheit oder bleibt's — Wieder mal beim alten, — Daß man kann für imitiert — Nur den Winter halten? — Heute auch schon kam die Kund', — Daß Schneeglöckchen blühen, — Doch der Eisbahnpächter seufzt: — „Wer lohnt mir mein Mühen?" — Leer die Keller sind von Eis, — Linde Lüfte wehen, — Schlüsselblumen kannst am Rand — Deutschen Wald's Du sehen. — Wenn du, Winter, dich bedenkst, — Zauberst noch ein Weilchen, — Hör', dann bist du abgeblitzt, — Und Dich grüßt das Veilchen!

Der sprechende Hund von Theerhütte.

Ueber das Wundertier des Königl. Hegemeisters Ebers zu Theerhütte in der Letzlinger Heide gehen uns aus dem Leserkreise täglich so viel Zeitungsausschnitte zu, daß wir, entgegen einer früheren Absicht, uns doch einmal etwas eingehender mit diesem immerhin merkwürdigen Fall beschäftigen wollen. Wir lassen nachstehend einen Auszug aus der „Berliner Abendpost" folgen, die einen Spezialberichterstatter nach Theerhütte entsandt hatte, der sich an Ort und Stelle von der Wahrheit des bisher hierüber Veröffentlichten überzeugte und auf Grund eigener Beobachtungen unter anderem folgendes schreibt:

Theerhütte liegt in der Nähe von Letzlingen, inmitten der Heide, die durch die Hofjagden bekannt geworden ist, und hat 48 Einwohner. Die nächste Bahnstation ist Gardelegen in der Altmark. Eine Autofahrt von etwa 15 Kilometern durch die einsame Heide, über der graue Novembernebel brauen, führt mich dem Ziele entgegen. Der Besitzer des sprechenden Hundes, der Königl. Hegemeister Ebers, ist nicht zu Hause. An seiner Statt empfangen mich zwei liebenswürdige junge Damen, seine Töchter, und geleiten mich in die mit zahlreichen Jagdtrophäen geschmückte warme Stube. Es bedarf keiner langen Erklärung für meinen Besuch: „Sie wollen gewiß den Hund sehen?" meint Fräulein Ebers, öffnet die Tür und ruft: „Don!"

Herein kommt ein brauner, wohlgenährter Vorstehhund, und zwei kleinere Genossen folgen ihm. Diese beiden werden wieder hinausgejagt. „Don" aber schmiegt sich an seine Herrin an, läßt sich von dem fremden Besucher auch bereitwilligst streichln. Dabei äugt er mich an, mit einem tiefen, fragenden Blick, wie ich ihn bei Hunden bisher niemals gesehen. Fräulein Ebers hat inzwischen eine Semmel geholt: „Nun sage mal, was Du hast?" Der Hund bellt wieder; aber das hingereichte Stück Weißbrot wird ihm darauf entzogen. „Das ist nichts; das ist gebellt", sagt Fräulein Ebers verweisend. „Du sollst sagen, was Du hast."

Da bringt das Tier einen seltsam akzentuierten, aus zwei selbständigen Tönen bestehenden Laut hervor, und man versteht deutlich in diesem Doppellaut das Wort „Kuchen". Der Hund wiederholt es mehrfach, und die Wiederholungen werden jedesmal deutlicher. Dabei schnauft und keucht er; seine Flanken beben, und man sieht, wie er sich anstrengt. Doch die richtige Antwort hat „Don" noch nicht gegeben. Abermals wird er gefragt: „Was hast Du?"

Und nun tönt es vernehmlich: „Hunger! Hunger!"

„Brav, „Don". Was willst Du nun haben?"

„Kuchen haben!" „Kuchen haben!" antwortet gehorsam der Hund und erhält seinen Lohn, den er mit echt hündischer Gier verzehrt. Aber so gut verständlich die Worte „Hunger", „Kuchen" und „Kuchen haben" auch waren, sie klangen trotzdem tierisch, waren von gurgelnden, bisweilen bellenden Nebengeräuschen begleitet, und sie waren phonetisch auch keineswegs aus deutlich zu unterscheidenden, artikulierten Konsonanten und Vokalen gebildet. Diese primitive Art, neue Laute zu bilden, spricht aber nicht gegen, sie spricht für das Phänomen. Es besteht darin, daß ein Hund sich mit verkennbarer Anstrengung bemüht, menschliche Laute, die er gehört hat, nachzuahmen, so nachzuahmen, wie es ihm mit Hilfe seiner primitiven Organe möglich ist. Man vergesse nicht, daß Kehlkopf, Rachenhöhle, Gaumen, Zunge und Zähne des Hundes von wesentlich anderer Beschaffenheit sind als beim Menschen, daß dem Hunde vor allen Dingen die beweglichen Lippen fehlen, ohne die z. B. die Hervorbringung aller Lippenkonsonanten wie b, f, m. p. vollkommen unmöglich ist.

Die wortartigen Lautbildungen des Hundes lassen denn auch nur primitive Kehllaute deutlich erkennen, die aus tiefem Rachen zu kommen scheinen.

Später kam der Hegemeister selbst, ein älterer Herr, und in seiner geraden, freundlichen Art ein echter Forstmann. Er wiederholte alsbald die Versuche mit dem Tier, und in seiner Gegenwart gelangen sie noch besser als vorher. Die Frage: „Wie heißt du?" beantwortete der Hund jetzt mit einem tiefen, rauhen Laut, aus dem man sehr wohl das Wort „Don" heraushören konnte. Dies klingt bei ihm etwa wie ein langgezogener vokaler Kehllaut; das Wort ist auch unter den von dem Tier nachgeahmten Worten am schwierigsten zu erkennen. Am menschenähnlichsten, wenn man so sagen darf, erscheint das Wort „Kuchen", das der Hund in zwei gleich betonten Stößen herausbringt.

Herr Ebers erzählte, wie er die seltsame Begabung des Hundes entdeckt hat. Als „Don" ein halbes Jahr alt war, fragte er ihn, während er beim Mittagessen bettelnd am Tische stand: „Du möchtest wohl auch etwas haben?" Darauf gab der Hund zwei Töne von sich, die deutlich einer Nachbildung des Wortes „haben" entsprachen. Aufmerksam geworden, stellte er weitere Versuche mit dem Tier an, das dann bald die schon erwähnten Worte herauszubringen vermochte. Das war bereits vor fünf Jahren; aber die Nachricht von der seltsamen Kunst des Hundes drang nicht über den Kreis der paar Dutzend Einwohner von Theerhütte und einiger Vorgesetzter des Hegemeisters hinaus. Jetzt hat ein naher Angehöriger die Sache an die Oeffentlichkeit gebracht . . .

Allerlei.

Die Weihnachtsferien der Schulen, die jetzt die Jugend in die Weihnachtslust stürzen lassen, stehen im Deutschen Reiche leider mehrfach unter dem Zeichen der Influenza. Vielfach mußte ein vorzeitiger Schulschluß erfolgen. In Italien ist dagegen Kälte und Schnee gekommen, der im Norden prächtige Schlittenbahnen gibt. Die Eisenbahnen rechnen auf so starken Verkehr zu Ende der Woche, daß sie für die militärischen Weihnachtsurlauber Sonderzüge laufen lassen.

Der Zar ist deutschfreundlicher, wie seine Regierung, das hat man schon oft behaupten wollen. Man kann aber wohl kaum sagen, daß Nikolaus 2., der ein Russe durch und durch ist, die Politik seiner Regierung nicht in allen Stücken billigte. Nur weniger voreingenommen ist er, als viele Russen, ihm liegt, wie jetzt wieder das dem russischen Botschafter in Berlin gespendete Lob beweist, an dauernden, nicht nur vorübergehenden guten Beziehungen zu dem westlichen Nachbar.

Der wackere Fünfmaster „Preußen", der jetzt auf den Klippen von Dover auseinander gebrochen ist, hätte ein besseres Schicksal verdient, wie hier als Wrack zu enden. Mehrere Wochen hat das gestrandete Fahrzeug tapfer ausgehalten, bis es nun doch der Sturm besiegte. Die Trümmer haben nur noch Alteisenwert.

Beim Rutschen auf dem Treppengeländer stürzte in Halle a. S. ein Schulknabe im elterlichen Hause vom 4. Stockwerk ins Erdgeschoß hinab, wo er mit schweren Verletzungen besinnungslos liegen blieb. Man brachte das verunglückte Kind in die chirurgische Klinik, dort starb es nach kurzer Zeit.

Der Hamburger Dampfer „Swakopmund", der zwei Wochen lang mit gebrochenem Steuer im Ozean umherirrte, bis er jetzt nach Plymouth gebracht werden konnte, hat größeren Schaden nicht erlitten.

Unter dem Verdachte eines siebenfachen Giftmordes wurde in Bremen die Frau eines Ingenieurs verhaftet. Sie wird beschuldigt, drei Kinder aus erster Ehe, ihren ersten Mann und im Jahre 1901 beide Eltern und einne Sohn vergiftet zu haben. Die Frau stammt aus Braunschweig, wo sie die ersten Verbrechen begangen haben soll.

Einbrecher und Revolverheld. In Landshut drang ein Einbrecher in das Schlafzimmer des Wirtes Schweiker. Als er überrascht wurde, verletzte er die Schwester des Wirts und einen herbeieilenden Knecht durch Revolverschüsse schwer.

Für die Einziehung kleiner Steuerreste beschloß der Vorstand des deutschen Städtetages den Städten zu empfehlen, Geldbeträge bis zu einer Mark, die in anderen Städten im Wege des Zwangsverfahrens beizutreiben wären, niederzuschlagen. Die meisten Städte und auch die größeren Dorfgemeinden nehmen den Vorschlag an, da die Einziehung solcher kleiner Kommunal-Steuerreste mehr Arbeit und Kosten verursacht, als das Objekt beträgt.

Fleisch und Milch in der Schweiz. Die „Gotthardpost" weist auf die Tatsache hin, daß die Schweiz im ersten Halbjahr 1910 für 42 Millionen Franks Käse und kondensierte Milch ausführte, während gleichzeitig mit Mühe und Opfern für 44 Millionen Franks an Schlachtvieh und Fleisch aller Art vom Ausland importiert werden mußte. Man sollte in der Tat meinen, daß bei einer so erheblichen Milchproduktion Aufzug und Mast von Schlachtschweinen wohl möglich wäre.

Eine fette Beute. In Königsberg i. Pr. erbeuteten Einbrecher bei einem nächtlichen Besuche eines Goldwarengeschäftes Gold- und Silbersachen sowie Bargeld im Werte von 25 000 Mark.

Die Gräfin Metternich,. die Gattin des in Wien verhafteten Falschspielers, die sich die Pulsadern aufzuschneiden versuchte, hat ihren Mann kennen gelernt, wie er wirklich ist. In einer ihnen gestatteten Unterredung behandelte er sie so brutal, daß der anwesende Richter ihn zurechtweisen mußte. Aus Gram versuchte dann die Gräfin den Selbstmord. Die Wunden sind nicht schwer.

Hutnadelkampf. Die Wiener Polizeidirektion veröffentlich folgenden Erlaß, der mit dem Berliner Hutnadelerlaß fast wörtlich übereinstimmt: „Die Polizeidirektion sieht sich veranlaßt, die Damen vor der Verwendung übermäßig langer und über den Hutrand hinausragender unversicherter Hutnadeln zu warnen und gibt der Erwartung Ausdruck, daß diese Mahnung genügen und die Anwendung schärferer Maßnahmen nicht erforderlich sein werde."

Ein Muttermörder. Das Pariser Schwurgericht hat Gaston Wachee de Roo, der am 14. April seine Mutter, eine reiche Rentnerin, tötete, zu 190 Jahren Gefängnis verurteilt. Die Tat geschah in einem Wutanfall, der durch die unerwartete Entdeckung der Heirat der Mutter mit dem ungarischen Bankier Hajor veranlaßt war.

Lügen-Cook begann soeben, wie die Voss. Ztg. mitteilt, in einem dänischen und Newyorker Blatt eine Darstellung seiner Nordlandsfahrt, die er als „die Wahrheit" über dieses denkwürdige Ereignis bezeichnet. Cook behauptet nicht mehr, den Pol erreicht zu haben, aber er macht mit größter Bestimmtheit geltend, daß er im guten Glauben handelte, als er vorgab, vom Nordpol zu kommen.

Ein Dienstmädchen-Verleihinstitut ist die neueste Erscheinung in Newyork. Drüben ist es unendlich viel schwerer als bei uns, ein Dienstmädchen zu bekommen, und hat man eines, so erfordert die amerikanische Freiheit und Gleichheit, daß man sie so ziemlich als „Dame" behandelt. Ganz abgesehen vom Preise. Eine, die gar nichts kann, fordert schon 72 bis 80 Mark im Monat. Jetzt hat nun eine Dame ein Dienstmädchen-Verleihinstitut begründet, das großartigen Anklang findet. Man abonniert ein Mädchen für täglich oder wöchentlich beliebige Stunden und für bestimmte Arbeiten, wie man einen Handwerker bestellt.

Kein Kunststück. Ein unlängst aus Südamerika heimgekehrter deutscher Offizier erzählt folgende, selbsterlebte, sehr bezeichnende und niedliche Geschichte: In Rio de Janeiro wird er von einem brasilianischen Kameraden, den er aus den 1908er Kaisermanövern bei Metz kannte, und der ihn gastfrei aufgenommen hatte, in verschiedenen Kasernen herumgeführt. Es fällt dabei das Auge des Preußen mit Wohlgefallen auf einen jungen, besonders stramm aussehenden Unteroffizier: „Famose militärische Erscheinung", lobt der Besucher. „Sollte er wohl sein," repliziert geschmeichelt der dunkelhäutige Cicerone: „Ein Veteran aus sieben Kriegen!" „Was? Der Mann ist ja kaum 23 Jahre alt?" „Tja, bei unsern vielen Indianerkämpfen und . . ." Bumm! bumm! dröhnen vom Hafen her die Granatschüsse der zum x-ten Male meuternden Flotte. — „Da sollen wohl leicht sieben Feldzüge für einen halben Rekruten herauskommen," meinte nachdenklich unser heimischer Freund.

Der Kallprotz. Parvenü: „Habe wieder einen Posten Geld anzulegen — was raten Sie mir für Papiere?" — Bankier: „Hier diese Bergwerks-Aktien kann ich Ihnen sehr empfehlen." — Parvenü: „Gut, schicken Sie mir ein Fünfkilopaket davon!"

Der heutigen Nummer liegt eine 4seitige Weihnachtsbeilage bei, worauf wir unsere Leser noch besonders aufmerksam machen.



Die Großstädte des Deutschen Reiches Ende 1910.

Nach den Ereignissen der letzten Volkszählung am 1. Dezember ds. Js. ist die Zahl der deutschen Großstädte, d. h. derjenigen Städte, welche mehr als 100 000 Einwohner haben, von 41 im Jahre 1905 auf 46 gestiegen und auch die Zahl der Städte mit einer Bewohnerzahl von 50 000 bis 100 000 hat erheblich zugenommen, was übrigens bei dem fortgesetzten Zuzuge vom Land zur Stadt nicht Wunder nehmen kann. Wie nicht anders zu erwarten, weisen besonders die Industriestaaten des deutschen Reiches die größte Zahl von Großstädten auf, was besonders deutlich in die Erscheinung tritt, wenn man eine Karte Deutschlands vor sich hat, in welcher bei Hinweglassung aller kleineren Städte nur die Großstädte eingetragen sind, wie wir eine solche beistehend unseren Lesern bringen. In dieser Karte sind verschiedene Größen durch besondere Signaturen (siehe Zeichenerklärung) wiedergegeben. Ein genaues Verzeichnis der Einwohnerzahl der 46 Großstädte ist rechts unten in der Karte enthalten. Aus demselben ergibt sich, daß die deutsche Residenzstadt, welche bereits im Jahre 1905 die zweite Million in ihrer Einwohnerzahl erreicht hatte, in den letzten fünf Jahren nur sehr minimal gewachsen ist; desto stärker war der Bewohnerzuwachs in den Berliner Vororten; so hatte z. B. Rixdorf einen Zuwachs von 82 000 Köpfen zu verzeichnen. 6 Großstädte weisen eine Einwohnerzahl von ½ bis zu einer Million auf; zwischen 300 000 und 500 000 Einwohner können vier Großstädte verzeichnen; während weitere 12 nunmehr ebenfalls über 200 000 Einwohner haben. Der Rest im ganzen noch 23 Großstädte hat zwischen 100 000 und 200 000 Einwohner.

Tausende Raucher empfehlen



meinen garantiert ungeschwefelten, deshalb sehr bekömmlichen und gesunden Tabak.

1 Tabakspfeife umsonst zu ½ Pfd. meines berühmten Förstertabak für M. 4.25 frk. 9 Pfd. Pastorentabak u. Pfeife kost. zus. M. 5.— frk. 9 Pfd. Jagd Kanaster m. Pfeife M. 6.50 frk. 9 Pfd. holländ. Kanaster mit Pfeife M. 7.50 franko. 9 Pfd. Frankfurter Kanaster m. Pfeife kost. frk. M. 10.— gegen Nachnahme. Bitte anzugeb. ob nebenstehende Gesundheitspfeife oder eine reichgeschnitzte Holzpfeife oder eine lange Pfeife erwünscht.

F. Köller, Bruchsal (Baden)
Fabrik, Weltruf!

Gold- und Silberwaren

O. Enders,

Hochstr. 8, Bochum,

Verlobungs-Ringe

ohne Lötfuge in jedem Feingehalt.

[1058 **Mässige Preise!**

Gravierung gratis!

Nelk & Co.,

Barmen-Rittershausen

Kontor und Lager: Zollstr. 28
Telephon 769.
Reichhaltiges Lager in

Boden- und Wandplatten

für Hausflure Küchen und Metzgerläden etc.

Permanente Ausstellung, Werterstraße Nr. 73. [546

PIANOS

u. Flügel in altbewährter Güte, IBACH-PIANOLA-PIANOS d. h. IBACH Pianos mit eingebautem Klavierspielapparat, Pianolas mit Themodist und Metrostyle, sowie Harmoniums, empfiehlt in reicher Auswahl zu bequemen Bedingungen

Rud. Ibach Sohn

Kais. u. Königl. Hof-Flügel- und Pianino-Fabrik,
gegr. 1794

Barmen,
Neuerweg 38—42.

Bei Kauf, Miete, Umtausch, Reparatur oder Stimmung wende man sich an die mehr als hundertjährige Erfahrung des durch vier Generationen bestehenden Hauses

IBACH

Institut Boltz,
Ilmenau i. Thür. [7404
Einj.-, Fähnr.-, Prim.-Abitur.-(Ex.
Schnell, sicher. Pr. fr.

Haßlinghausen.

Zuverlässiger

Zeitungsbote

gesucht.

Näheres zu erfragen in der Geschäftsstelle des Boten aus dem Ruhrtal in Hattingen und bei dem Zeitungsboten Herrn **R. Winkelmann** in Haßlinghausen.

7104 **Piano-Gelegenheitskauf.**

Wir haben wieder einige gebrauchte, von uns gut instand gesetzte Pianos abzugeben, auch gegen Raten und auf Miete.

Roth & Junius,
Hof-Pianofabr., Hagen i. W.

An der Königlichen Lehranstalt für Wein-, Obst- und Gartenbau zu Geisenheim a. Rh.

finden im **Jahre 1911** folgende **Unterrichtskurse** statt:

1. Reblauskursus vom 16. bis 18. Februar.
2. Obstbau-Kursus vom 16. Februar bis 8. März einschl.
3. Baumwärter-Kursus vom 16. Febr. bis 8. März. einschl.
4. Obstbaunachkursus vom 17. bis 22. Juli einschl.
5. Baumwärternachkursus vom 17. bis 22. Juli einschl.
6. Obstverwertungskursus f. Frauen: 31. v. Juli bis 5. August.
7. Obstverwertungskursus für Männer: vom 8. b. 19. August.
8. Analysenkursus vom 1. bis 12. August einschl.
9. Hefekursus vom 14. bis 26. August einschl.

Das **Unterrichtshonorar** beträgt für Kursus:

1: nichts

2 und 4: für Preußen 20 Mk., für Nichtpreußen (auch Lehrer) 30 Mk. Preußische Lehrer sind frei. Personen, die nur am Nachkursus (Nr. 4) teilnehmen, zahlen 8 Mk., Nichtpreußen 12 Mk.

Für Kursus **3 und 5:** Preußen sind frei, Nichtpreußen zahlen 10 Mk. und wenn sie nur am Nachkursus (Nr. 5) teilnehmen = 5 Mk.

Für Kursus **6:** für Preußen 6 Mk., für Nichtpreußen 9 Mk.,
Für Kursus **7:** für Preußen 10 Mk., für Nichtpreußen 15 Mk.,
Für Kursus **8 und 9:** für Preußen je 20 Mk., für Nichtpreußen je 25 Mk,
wozu noch 20 Mk. für Gebrauchsgegenstände und 1 Mk. für Bedienung kommen.

Anmeldungen sind zu richten bezüglich der Kurse 2 bis 7 an die Direktion der Königl. Lehranstalt, bezüglich des Kursus 8 an den Vorstand der önochemischen Versuchsstation und bezüglich des Kursus 9 an den Vorstand der pflanzenphysiologischen Versuchsstation.

Wegen Zulassung zum Reblauskursus (Nr. 1) wollen sich Preußen an den Herrn Oberpräsidenten der Provinz ihres Wohnsitzes, Nichtpreußen an ihre Landes-Regierung wenden.

Weitere Auskunft ergeben die von der Anstalt **kostenfrei** zu beziehenden **Satzungen.** 7676

Der Direktor.
Professor **Dr. Wortmann,** Geheimer Regierungsrat.

Das Wohlwollen

der Hausfrauenwelt seit Jahrzehnten zu besitzen und sich in immer weiteren Kreisen unentbehrlich zu machen — dessen rühmt sich mit Recht

Dr. Thompson's Seifenpulver,
Marke Schwan.

Ueberall erhältlich.



Gold-Perlen sind so selten, wie der Seifengehalt in so vielen angepriesenen Waschpulvern, die die Aufmerksamkeit der Hausfrauen auf «reizende Geschenkeinlage» zu lenken suchen. Hüten Sie sich also vor solchen Soda-Päckchen und verwenden Sie nur:

Schmutzfresser-Seifen und -Seifenpulver

Machen Sie einen Versuch — und Sie verwerten dauernd:

„Schmutzfresser"

Preisgekrönt. Ges. geschützt.

Verlag:

Evangelischer Arbeiterbote.

Ueber 19000 Abonnenten.



Verbandsorgan Evang. Arbeiter-Vereine Deutschlands.

Wirksames Insertionsorgan.

Ausgestattet mit Rotationsmaschine, spez. für Massenauflagen, Schnell- u. Tiegeldruckpressen, Stereotypie und 4 Setzmaschinen.

C. Kundt sel. Wwe., Hattingen Ruhr.

Fernsprecher 367, 368 u. 328.

Teegramm-Adresse: Zeitung Hattingenruhr.

Buchdruckerei.

Für den Vereinsbedarf:

Statuten, Mitgliedskarten, Briefbogen u. Kouverts m. Aufdruck, Einladungsbriefe u. Karten für Vorstandssitzungen etc., Anschlagzettel für Generalversammlungen, Protokollbücher, Beitragslisten, Kassabücher, Fest-Programme, Liedertexte, Eintrittskarten, Diplome für Ehrenmitglieder pp.

Anfertigung von Druckarbeiten in einfacher und hochfeiner Ausführung zu zivilen Preisen.

Gern diene ich mit Mustern u. Preisen.

Buchbinderei.

Für den Privat- u. Geschäftsbedarf:

Visitenkarten, Verlobungskarten, Briefbogen und Kouverts mit Firma, Verlobungsbriefe, Hochzeits-Einladungen, Hochzeitslieder und Kladderadatsche, Geburts-Anzeigen, Todes-Anzeigen, Empfehlungs-Karten, Mitteilungen, Zirkulare, Postkarten, Paketadressen, Rechnungs-Formulare, Avise, Geschäftsbücher. Lieferung in kürzester Zeit.

Gründungsjahr 1848.

Schwarz- und Buntdruck in einachter und hochfeiner Ausführung.

Spezialität: Druck von Massenauflagen in Preiszetteln, Prospekten etc. etc.



Bester Ersatz

für Muttermilch ist das bekannte 1063

G. Stempfle's Kinderzwiebackmehl

per Pfund-Dose **Mark 1.20**

G. Stempfle's Kinderzwieback

per Paket **60 Pfennig**

aus reiner Alpenkuhmilch bestehend.

Gratisproben und **Prospekte** in allen Apotheken, Drogerien und Kolonialwarengeschäften erhältlich.

Bernhard Stempfle, Oberstdorf, bayer. Alpen.

Löwen-Apotheke Fr. Weeren, Hattingen, Kirchplatz.

Opel-Automobile.

Automobil-Handelsgesellschaft Strecker m. b. H.
7584 **Bochum,** Kaiserstraße 51/52.

Bekanntmachung

bezüglich der Versteuerung der Miet- u. Pachtverträge.

Die Versteuerung der Miet- und Pachtverträge und zwar sowohl der schriftlichen, als auch der **mündlichen** hat im Januar nächsten Jahres durch den Vermieter oder Verpächter zu erfolgen. Sie kann auch schon in diesem Monat vorgenommen werden.

Ihre Unterlassung zieht die gesetzlichen Strafen nach sich.

Bochum, den 15. Dezember 1910. 7977

Königl. Hauptzollamt.

Anmeldung und **Verwertung** von Patenten etc. unter Garantie in den meisten Staaten. Prüfung bei Einsendung von Skizze nebst Erläuterung kostenlos. Patentanw. **G. Hoffer, Verviers, Aachen Post 176.** [6908



Junger 7979

Dobermann zugelaufen.

Gegen Erstattung des Inserats und der Futterkosten ist solcher innerhalb 8 Tagen abzuholen.

Niederwenigern 48.

Schweine-

Stückenfleisch (Rippen-, Rücken, Kopfstücke, Schnauzen, Ohren fleischig. Pfoten), frisch gesalzene garantiert hiesige Ware, 10 Pfd. Colli nur M. 3,60, Kübel mit 25 u. 50 Pfd. Inhalt pr. Pfd. 35 Pfg., 9 Pfd. Holstein. Holländ. Käse saftig u. schnittig M. 3.15, 9 Pfd. Ia. Thür. Rotwurst M. 5.20, 9 Pfd. Ia. Landleberwurst „ 5.30, 9 „ „ Plockwurst (Dauerw.) „ 10.20, 9 „ „ ger. Rückenspeck „ 7.90, 9 „ „ ger. Rippenspeck „ 7.90, 9 Pfd. Ia. echte Eigelb-Pflanzen-Butter (vegetabl. Margarine. M. 6,12 liefert ab hier Nachn. **Heinr. Krogmann,** Vorlorf i. H. 30,

---

Zoxfläuse

mit Brut vernichtet radikal Rademachers Goldgeist. Patentamtl. gesch. Nr. 75198. Geruch- u. farblos. Reinigt d. Kopfhaut von Schuppen, befördert d. Haarwuchs, verhütet den Zuzug v. Parasiten. Wichtig f. Schulkinder. **Flasche 50 Pf.** Erhältl. in Drogerien und Apotheken. Wo nicht erhältlich, gegen Eins. v. 50 Pf. direkt v. all. Fabrik Rademacher & Co., Siegburg. Um sich v. minderw. Nachahm. zu schütz., achte man b. Einkauf auf d. u. Nr. 75198 patentamtl. eingetr. W.-Z. „Goldgeist".

„Ich mußte mich vor 2 Jahren am Hals wegen einer

Drüsen-

anschwellung operieren lassen. Die Wunde ist längst vernarbt, trotzdem waren d. Drüsen im Januar wieder stark angeschwollen. Auf ärztl. Rat trank i. **Altbuchhorster Mark-Sprudel Starkquelle** (Jod-Eis.-Mangan-Kochsalzquelle). D. Erfolg war überraschend. Schon nach der 6ten Fl. waren d. Drüsen zu m. größt. Freude vollst. zurückgegangen. Ich werde d. **Mark-Sprudel** immer trinken, er schmeckt prachtvoll, wirkt appetitanregend, verdauungfördernd u. blutverbessernd u. bekommt mir viel besser als Lebertran, d. ich fr. trank. H. G." Aerztl. warm empf. Literfl. 95 Pf. in d. Apoth. u. bei 2850

Otto Siess, Hattingen.
Ernst Gethmann, Sprockhövel

Wilhelm Homborg,

Hochstrasse Enders Haus, 8. Bochum.

Grösste Auswahl!

Nickel- und Messing-Kaffeeservice, Teemaschinen, Rahmservice, Menagen, Bowlen, Weinkühler, Bierkannen, Blumentöpfe, Vasen, Brotkörbe, Salonschalen,

etc. etc. [1100

Sämtliche Erzeugnisse der Württemberg. Metallwaren-Fabrik **Göppingen** verkaufe ich zu **Originalpreisen.**

Junger Mann, 24 Jahre alt, wünscht d. Bekanntschaft einer jungen Dame zw. sp. 7958

Heirat.

Gefl. Off. mgl. m. Bild, an die Geschäftsst. dss. Ztg. unt. **7957** erb. Diskr. Ehrensache

---

Wybert-Tabletten

Schützen Sie vor HUSTEN HEISERKEIT KATARRH

Nach dem Rauchen hinterbleibt stets ein kratzendes Gefühl im Halse und ein unangenehmer Geschmack im Munde. Beides wird erfolgreich bekämpft durch regelmäßigen Gebrauch von 6122

Wybert-Tabletten

gleich nach dem Rauchen. Raucher führen daher stets Wybert-Tabletten bei sich. Vorrätig in allen Apotheken à Mk. 1.—

Depot in Hattingen:
Löwen-Apotheke a. Kirchplatz.

Zweites Blatt zu Nr. 51.

Ein Dekret gegen den Weihnachtsmann.

In diesen Tagen erschien in einigen Zeitungen eine humoristisch gehaltene Warnung vor dem heiligen Nikolaus, der in unserem nervösen Zeitalter nichts mehr zu suchen habe, da er nur allzu leicht den Kindern einen krampfartigen Schrecken einjagen könne. Es hat nun tatsächlich schon einmal einen amtlichen Erlaß gegen den Weihnachtsmann gegeben, und zwar im Jahre 1682, als der Herzog Gustav Adolf von Mecklenburg folgendes Dekret in sein Land hinausgehen ließ: „Demnach nunmehro die Adventszeit und das darauf folgende Heilige Christ-Fest herbey kombt, da dem gemeinen Gebrauch nach allerhi vermummte Personen unter dem Namen des Christkindleins auff den Gassen umbherlauffen, in die Häuser entweder willig eingeruffen werden, oder sich auch in dieselben hineindrängen dergestalt, daß den Kindern eingebildet wird, als were es das wahre Christkindlein, welches sie anzubeten angemahnt werden, Nikolaus und Martinius auch als intercessores bey demselben die Kinder zu vertreten sich annehmen, auch sonst andere nichtige, unchristliche, mutwillige Dinge in Worten und Werken vornehmen und treiben, in der Tat aber die Sache mutatis nominibus et personis in stockfinsterem Heidentum den Ursprung hat. So haben wir in Erwegungen solcher Umstände nach reifflicher Ueberlegung dahin geschlossen, daß solche repraesentatio scandalosa mit allen ärgerlichen Ceremonien in Unseren Herzogthümern und Landen bei Unserer willkürlichen ernsten Strafe gänzlich abgetan und durchaus bei Adel und Unadel verboten seyn soll."

Patrouillenritt in Deutschsüdwest.

Wie sie in schlichter Pflichttreue dem Vaterland gedient, tapfer gefochten, Strapazen und Entbehrungen bis zum äußersten erlitten, und wie ihrer viele auch verstanden, als Helden zu sterben, das soll unsern Deutschsüdwestkämpfern unvergessen sein. Solcher Erinnerung dient ein demnächst in 2. Auflage erscheinendes Buch: „In Südwestafrika gegen die Hereros". Nach den Kriegs-Tagebüchern des Obermatrosen G. Auer bearbeitet von M. Unterbeck (Verlag Ernst Hofmann u. Co., Berlin). In seinem dem Buch mitgegebenen Geleitwort sagt Oberst v. Glasenapp:

„Ich würde mich freuen, wenn die alten Kriegskameraden des Verfassers beim Lesen dieser Zeilen sich der Ereignisse, welche wahrheitsgetreu geschildert sind, erinnern würden."

Wir geben aus dem Buch einige Abschnitte aus der Schilderung eines Patrouillenrittes wieder:

Inzwischen hatte ich mich soweit gekräftigt, daß ich weitere Patrouillen zu Pferde mit unternehmen durfte. Für uns Mariner war es stets eine besondere Freude, wenn wir Gelegenheit fanden, zu reiten. Unter Führung eines Oberleutnants, Leutnants oder Feldwebels ritten wir solche Patrouillen in einer Stärke von 10—15 Mann nach den weiter entfernt gelegenen Wasserstellen und den demolierten Farmen. Unsere Ausrüstung bestand aus gefülltem Patronengurt mit 150 scharfen Patronen und unserem neuesten Militärgewehr Modell 98, welches an der rechten Seite in einem ledernen Gewehrschuh (Flintenfutteral), der am Sattel befestigt war, mitgeführt wurde. An dem Patronengurt hatten wir eine Wasserflasche, die in dieser tropischen, wasserarmen Gegend nie fehlen durfte. Ferner waren wir mit einem kleinen Sack, welcher Futtervorrat für unsere Tiere enthielt, versehen, denn man wußte nie, wie weit man auf einer solchen Patrouille verschlagen wurde, weil man sich leicht verirren konnte. Die Gegend um Okahandja ist sehr wildreich, „Fleischnot" kannten wir daher nicht. Wenn wir einen Bock oder sonstiges Wild zur Strecke brachten, wurde dasselbe schnell zerlegt und über einem offenen Feuer geschmort, was nur wenige Minuten Zeit erforderte. Kam eine Farm oder Wasserstelle in Sicht, so gingen wir „zerstreut" vor, d. h. wir umzingelten den Platz, um dann von allen Seiten zugleich im Galopp auf denselben anzustürmen. In anderen Fällen schickten wir einige Leute voraus, welche den Ort zu rekognoszieren hatten, so daß bei Gefahr die übrigen Mannschaften schnell mit eingreifen konnten. Diese Kundschafterritte in dem gestrüppigen und gebirgigen Gelände sind für manchen deutschen Soldaten verhängnisvoll geworden, und nur wenige von den ausgesandten Reiterpatrouillen kehrten unversehrt zurück.

Etwa 50 Kilometer von der Bahnstation aus lag eine große Farm „Okombahe", welche einem angesehenen Farmer gehörte, der seinen Wohnsitz in Okohandja hatte. Wir sollten zur Aufklärung nach dieser Farm, die wir von Schwarzen besetzt vermuteten, reiten; leider besaßen wir momentan nur zwei brauchbare Pferde, das dritte mußte krank auf der Station zurückbleiben. Mit einem Feldwebel S . . . . ., der schon längere Jahre bei der Schutztruppe und daher sehr landeskundig war, unternahm ich diesen Ritt; frühmorgens brachen wir auf, fortwährend durch dichtes Dorngebüsch über Felsen und zwischen klippenbesäeten Schluchten dahintrabend. Jeden Busch mußten wir erst genau untersuchen, um nicht etwa von hinten überfallen zu werden. Als wir durch eine tiefe Gebirgsschlucht reiten mußten und uns daher gezwungen sahen, näher aneinander zu bleiben, winkte mich mein Vorgesetzter, der die Führung hatte, zu sich heran und machte mich auf einen nahen Berg aufmerksam, wo ich jedoch anfangs nichts bemerkte; ich war im scharfen Spähen und Suchen nicht so bewandert, wie der alte Schutztruppler, der ziemlich alle Ecken und Winkel kannte, wo sich Schwarze versteckt halten konnten. Plötzlich entdeckte ich hinter einer Felsklippe einen schwarzen Kopf; der Herero belauerte uns, indem er das Gewehr schußbereits auf den Felsen legte; und wollte uns nur möglichst nahe herankommen lassen. Kaum erkannten wir seine freundliche Absicht, als wir auch schon mit unseren Pferden „Kehrt" machten, um dem Burschen zunächst außer Sicht zu sein. Unsere Pferde dann an einen Busch festbindend, schlichen wir uns — manchmal auf allen vieren kriechend — von zwei verschiedenen Seiten vorsichtig an die Stelle heran, wo der Schwarze kauerte; er wagte sich jetzt aus seinem Versteck heraus, wohl beabsichtigend, uns in der Richtung, in welcher er uns davonreiten sah, zu verfolgen. Sobald wir dem Feinde nahe genug kamen, um ihn deutlich zu sehen, legte ich sorgfältig zielend mein Gewehr auf denselben an und gleichzeitig mit dem meinigen krachte auch der Schuß des Feldwebels; beide Schüsse trafen gut — es war wieder einer unserer schwarzen Gegner unschädlich gemacht.

Mit einem Schlage wurde es nach unseren Schüssen auf mehreren Stellen lebendig und somit höchste Zeit, uns hinter einen schützenden Felsblock zurückzuziehen. Von da aus konnten wir am besten die Schwarzen beobachten, die wir zwar noch nicht sahen, aber deren Kugeln wir schon hinter uns in den Sand schlagen hörten; bemerkten wir einen im Gebüsch oder zwischen den Felsen, dann wurde ungesäumt auf ihn angelegt. Ob wir getroffen hatten, vermochten wir beide nicht festzustellen, denn sie verschwanden alle eilig hinter den Klippen. Wir mußten jedesmal den richtigen Moment abwarten, um einen Schwarzen zum Schuß zu bekommen; die Burschen verkrochen sich, nachdem sie geschossen hatten, sofort in ihre Verstecke, wo sie von neuem luden und dann meist an einer anderen Stelle wieder auftauchten. Es hieß also, die Augen gut offen halten, wenn wir nicht niedergeknallt werden wollten.

Jetzt gewahrten wir aber zu unserem Schrecken, daß unsere in der Nähe angebunden gewesenen Pferde verschwunden waren, und wir mußten sie, wenn wir nicht den weiten Weg zu Fuß zurücklegen wollten, wieder in unsere Gewalt zu bekommen suchen.

Wir stiegen den nächstgelegenen hohen Berg empor, wobei wir einen Schwarzen fanden, der dort, von unseren Kugeln getroffen, tot in einer Klippe kauerte; das Gewehr lag neben ihm, er war im Begriff gewesen, zu laden, als ihn die deutsche Kugel erreichte. Seine Patronen, die er doch für uns bestimmt hatte, nahmen wir mit, ebenso seine Donnerbüchse, ein gutes Jagdgewehr, das von irgendeinem deutschen Farmer herrührte; ihn selbst ließen wir liegen; bald gelangten wir auf die Spitze des mit dichtem Busch und Gestrüpp bewachsenen Berges, von wo aus wir die ganze Gegend übersehen konnten; nach langem Suchen entdeckten wir in der Ferne, etwa 2—3 Kilometer von uns, ein paar Reiter, welche — froh über ihren guten Fang — ganz harmlos, als wenn sie auf ihren eigenen Pferden gesessen hätten, zwischen den Büschen dahinritten. Sofort machten wir uns zur Verfolgung in dieser Richtung auf und liefen wohl eine Stunde im Schnellschritt hinter diesen Strauchdieben her, um unsere Tiere wiederzuerlangen. Einmal verloren wir die Räuber gänzlich außer Sicht, und ihre Spur war in dem felsigen Terrain nicht zu finden. Sehr abgemattet, da sich der Durst bei uns einstellte und wir keine Wasserflaschen bei uns führten (sie waren an den Sätteln der gestohlenen Pferde befestigt), mußten wir wieder eine Höhe erklettern, um Ausguck zu halten. Glücklicherweise ritten die Pferdediebe in der von uns eingeschlagenen Richtung weiter, und wir waren ziemlich nahe an sie herangekommen, da sie keine Eile zeigten, weil sie sich nicht verfolgt glaubten. Doch vergingen noch zwei Stunden, ehe wir ihnen so nahe kamen, daß sie im Bereiche unserer Kugeln ritten. Jetzt mußten wir schießen: entweder sie sausten bei den ersten Schüssen, wenn wir nicht trafen, über alle Berge oder wir trafen und hatten unsere Pferde wieder. Bei unserer oft bewährten Treffsicherheit versuchten wir unser Heil, legten an und schossen aus 4—500 Meter Entfernung auf die Feinde, wobei wir noch aufzupassen hatten, daß wir unsere Pferde nicht verletzten, denn sonst wäre alles umsonst gewesen. Mit mehreren Salven, die wir hintereinander abgaben, holten wir die beiden Spitzbuben von den Pferden herunter und kamen so wieder glücklich in den Besitz unserer Tiere, die stehen blieben und uns beim Näherkommen mit freudigem Wiehern begrüßten, als wenn sie verstanden hätten, daß sie ihren Herren zurückgegeben waren. Die beiden Pferdediebe lagen, von unseren Kopfschüssen getroffen, tot daneben, das Schicksal aller Viehräuber teilend, die man beim Diebstahl abfaßt.

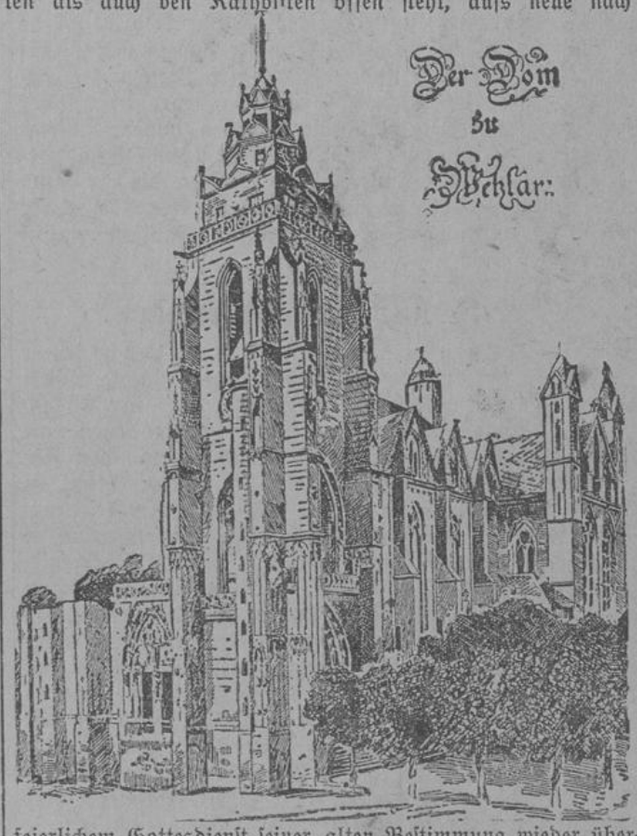
Nun konnten wir, nachdem wir der Bande eine gehörige Schlappe beigebracht hatten (was allerdings leicht auch umgekehrt hätte ausfallen können), flott und friedlich weiterreiten; es lag uns daran, unseren Bestimmungsort möglichst vor Einbruch der Dunkelheit zu erreichen, und wir mußten noch eine große Anzahl Kilometer zurücklegen. Gegen Mittag trafen wir zu unserer großen Freude auf eine kleine Wasserstelle; hier stärkten wir uns und unsere müden, durstigen Tiere mit dem frischen Naß, welches dort in ziemlich großer Menge und guter Beschaffenheit vorhanden war. Unweit der Wasserstelle lag eine verfallene Farm, die bei Beginn des Aufstandes von den Hereros zerstört und durch den zu Anfang der Empörung fortwährend fallenden Regen fast völlig dem Erdboden gleichgemacht worden war. Diese Stelle wimmelte von Ungeziefer, Schlangen, großen Eidechsen und dergleichen mehr, die bei unserer Ankunft in scheuer Flucht sich zwischen die Steintrümmer verkrochen. Gerippe und Knochenreste, die von Menschen und Tieren stammten, lagen, von der heißen Tropensonne weiß gebleicht, um die Ruine herum verstreut. Nachdem wir unsere Wasserflaschen und Wassersäcke gefüllt und die Pferde reichlich getränkt hatten, bestiegen wir dieselben und ritten im gemütlichen Trabe auf einem nur noch sehr schwach erkennbaren, mit Gras überwucherten Pfade weiter, welcher bald durch Berge, bald im Tale entlang führte. Da dieser Weg, wie mein Vorgesetzter wußte, nach Okombahe hinleitete, verfolgten wir die Richtung des Pfades. Die Gegend, in die wir jetzt kamen, wies allmählich ein dichteres Gebüsch und Gestrüpp auf, so daß ein Nebeneinanderreiten nicht mehr gut möglich war und wir uns oft mit Gewalt, den Hut über das Gesicht gezogen, durch das Dorngestrüpp Bahn machen mußten; die armen Pferde scheuten, von den langen, spitzen Dornen gerissen, aber die Losung hieß: „Vorwärts!" Unsere beiden Pferde waren ostpreußischer Rasse und noch ziemlich junge Tiere; ich hatte mein Pferd schon monatelang auf der Station, ritt es selbst zu und konnte mich nun gar nicht von ihm trennen. Meine Stute „Liese" machte mir das größte Vergnügen; sie blieb mir ein treuer und zuverlässiger Kamerad, der nicht nur alle Strapazen und Entbehrungen mit mir teilte, sondern mich auch — da ein gutes Pferd eine feine Witterung hat — durch sein Benehmen vor mancher Gefahr rechtzeitig warnte.

Unseren Weg fortsetzend, bekamen wir bald die Farm von Wecke und Voigt in Sicht; die Fenster standen weit offen, wir mußten deshalb vorsichtig avancieren, denn hinter jedem Fenster hätten Feinde lauern und uns schon von weitem aufs Korn nehmen können. In der Nähe des etwas größeren Hauptgebäudes befanden sich mehrere kleine Lehmbuden, die wahrscheinlich als Arbeiterwohnungen gedient hatten. Das Terrain um die Farm war ein ziemlich freies, und wir konnten daher das Gelände mit den Augen genau absuchen, ohne das geringste von Feinden zu entdecken. Ein unbemerktes Heranschleichen an diese Häuser erschien ausgeschlossen; so stürmten wir denn im schnellen Galopp auf das größte Gebäude los, da wir etwaigen feindlichen Kugeln auf diese Weise am wenigsten Zielfläche boten. Unsere Besorgnisse waren umsonst gewesen, die ganze Farm fanden wir öde und verlassen. Von den Hereros war sie allerdings nicht verschont worden, sie hatten alles schauderhaft verwüstet und demoliert. Sämtliche Zimmermöbel und sonstiges Inventar lagen auf dem Boden zerschlagen umher. Die Umgebung des Hauptgebäudes bildete früher eine Tabakpflanzung, die jetzt kaum mehr als solche zu erkennen war. Ein ganzer Berg von zerbrochenen Möbelstücken bedeckte die Plantage, und das Unkraut hatte alles überwuchert.

Zur Station zurückgekehrt, stärkte uns ein Schluck Rum, durch den wir uns von dem anstrengenden Ritt sogleich erfrischt fühlten. Ich zog unverzüglich auf meinen Posten, um während der nächsten zwei Stunden die Sicherung der Station zu übernehmen. Als ich abgelöst wurde, war ich doch froh, daß meine Ruhestunde kam und ich mich einmal ordentlich ausrasten konnte, was mir nach dem ereignisreichen Tagesritt sehr nottat. Dennoch machte es einem unsagbares Vergnügen, ungehindert durch die weite Steppe dahinjagen und alles, was an Wild in den Bereich der Flinte kam, abschießen zu können; man fühlte sich so frei und glücklich in der grenzenlosen Einöde, daß man später — von förmlichem Heimweh geplagt — sich aus dem Vaterlande nach diesen „besseren Jagdgründen" zurücksehnt.

Der Dom zu Wetzlar.

Der Dom zu Wetzlar, ein altehrwürdiges Denkmal mittelalterlicher Baukunst, hat in jahrelanger Arbeit eine gründliche Wiederherstellung seiner zumteil gänzlich verwitterten Außerseite erhalten. Dadurch ist der Dom als ein markantes Wahrzeichen der alten Kirchenbaukunst und deren Wandlungen erhalten geblieben, was um so freudiger zu begrüßen ist, als gerade in Deutschland derartige alte Baudenkmäler äußerst selten sind. Am Sonnabend voriger Woche wurde der Dom, der übrigens als paritätische Kirche sowohl den Protestanten als auch den Katholiken offen steht, aufs neue nach



feierlichem Gottesdienst seiner alten Bestimmung wieder übergeben. In der beistehenden Illustration führen wir den Dom unsern Lesern im Bilde vor; die Vorlage hierzu stammt aus dem Atelier des Hofphotographen Spalke in Wetzlar. Der Dom weist die verschiedensten Baustile auf, wurde er doch im Laufe von 3 Jahrhunderten errichtet. Aus dem 12. Jahrhundert stammen die Grundmauern, bis zu dem Dach ist die Architektur fast rein gotisch, während der obere Teil des Turmes schon mehr romanische Formen zeigt. Ganz romanisch ist der Querbau der Kirche mit dem Chor, von dem einzig die unteren Fenster die der Gotik charakteristischen Spitzbogen besitzen.

*) Die Tragik des persischen Frauenlebens

schildert auf Grund genauer Kenntnisse Ella C. Sykes im „National Geographioel Magazine". Es ist ein trübes Bild, das uns aus dieser ausführlichen Darstellung, deren bezeichnendste Züge im Globus wiedergegeben werden, entgegentritt. ZBis auf das Leben und Schicksal der Frauen erstrecken sich die modernen Reformen noch nicht, die sich nun auch im Lande des Schahs Bahn brechen; vielmehr ist ihr vom Eintritt in die Welt bis zum Tode, ja auch im Jenseits noch die schlechteste Seite des Daseins vorbehalten. Den Perser lehren schon die Priester, daß er immer am besten fahre, wenn er gerade das Gegenteil von dem tue, was ihm eine Frau rät. Im Paradiese aber stehen auch dem ärmsten Gläubigen 72 engelgleiche Huris zur Verfügung, die im den leisesten Wunsch erfüllen und ihn alle Frauen vergessen lassen, die er auf Erden gekannt. Schon die Geburt eines Mädchens ist stets unwillkommen; mit 8 Jahren wird es bereits in den für die Frauen bestimmten Teil des Hauses eingesperrt und zumeist ohne jede Bildung gelassen. Nur selten kann eine Perserin lesen und schreiben; sie verbringt ihre Zeit mit der Anfertigung von Stickereien, der Bereitung süßer Speisen und Getränke und im Geschwätz mit Dienerinnen oder Freundinnen. Ohne daß nach ihrem Willen gefragt wird, wird sie dem von den Eltern gewählten Manne in die Ehe ausgeliefert, und ihr sehnlichster Wunsch ist nun darauf gerichtet, einen Sohn zu bekommen; denn nur dann kann sie die Zuneigung ihres Mannes erringen, während sie sonst von ihrem Manne entweder nach Hause geschickt wird oder zum mindesten eine Rivalin erhält. Nie kann das Weib die wirkliche Gefährtin des MenneMannes sein, denn ihr ganzes Leben ist von dem seinen geschieden; sie ist von seiner Welt wie von der Außenwelt überhaupt abgeschlossen. Auf der Straße darf der Gatte seine Ehefrau selbst nicht grüßen, wenn er sie unter dem dichten, sie verhüllenden Tschargat erkennt. Ihre Zeit verbringt die Perserin mit der Pflege ihres Aeußern; sie schminkt und pudert sich in höchst barbarischer Weise, gebraucht Kohle, um den Augen einen schmachtenden Blick zu verleihen und die Stärke der Augenbrauen zu erhöen, die über der Nasenwurzel zusammenzustoßen scheinen. Ihr Haar schneidet sie quer über der tirn zu graden Fransen und durchflicht es mit Pferdehaaren. Ihre kometische Verschönerung setzt sie dann im öffentlichen Bad fort, in dessen heißer dampferfüllter Luft sie viele Stunden im Geplauder mit den Freundinnen verbringt und das ihre Hauptzerstreuung bildet. Die Dienerinnen färben ihr Haar mit Henna und Indigo u. verzieren ihr auch Fingerspitzen und Zehen mit dem scharlachroten Saft. Das Hausgewand besteht im Sommer aus einer Jacke aus Gaze und kurzen, das Knie nicht erreichenden Hosen; diese Tracht soll Schah Nasredin aus Europa eingeführt haben, wo ihm das Kostüm der Pariser Balletteusen besonders imponiert hatte. Das Einerlei der Woche wird am Freitag für die verheiratete Perserin durch einen Besuch der Moschee unterbrochen, wo sie in ihrem dichtvergitterten Käfig nur wenig von dem Gottesdienst sieht und hört. Der einzige Lichtstrahl in diesem düstern Dasein ist die Liebe der Perserin zu ihren Kindern, die von diesen erwidert wird. Auch der Perser liebt seine Mutter, aber das hat keinen Einfluß auf das Benehmen gegen seine Gattin. Auch im Jenseits harrt der persischen Frau ein besonders tragisches Los. Sie wird in der Hölle mit ganz ausgesuchten Qualen geplagt, und um diesem fruchtbaren Geschick zu entgehen, schmeichelt sie ihrem Manne Geld ab, verkauft wohl auch ihre Edelsteine, nur um durch eine Pilgerreise nach Mekka das Paradies zu erlangen. Aber auch wenn sie nach dem Tode glücklich die über die Hölle gespannte Siratbrücke, die „dünner ist als ein Haar und schärfer als ein Schwert", überschritten hat, lebt sie in Abgeschlossenheit weiter; ihren Gatten trifft sie im Paradies nicht.

Die New-Yorker Stadtbahn,

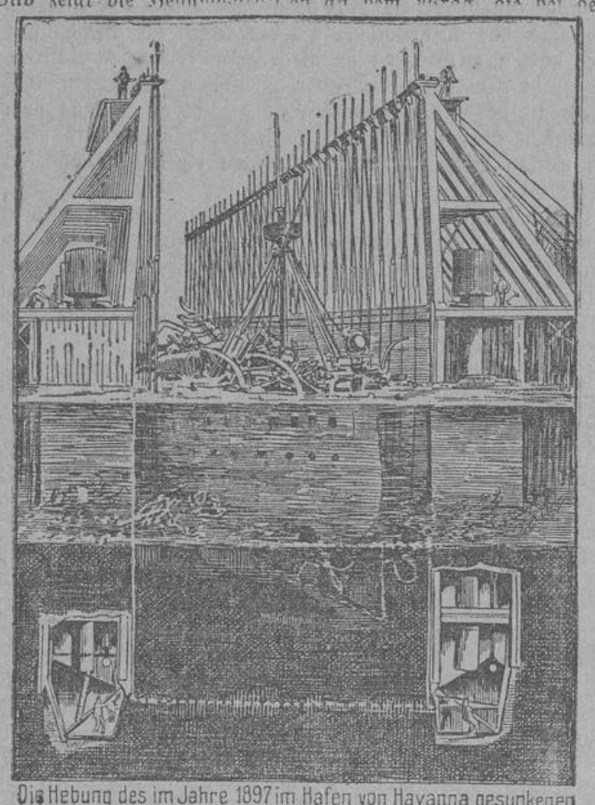
auf der soeben eine schwere Explosion stattfand, ist wiederholt der Schauplatz von Katastrophen gewesen. Die Ursache war diesmal, daß ein Zug so stark auf Prellböcke auffuhr, daß die Acetylengasbehälter in dem Wagen beschädigt wurden. Als auf der elektrischen Schienenleitung Kurzschluß entstand, folgte die gewaltige Explosion. Ein Wagen, der mit Volksschülerinnen vollbesetzt war, wurde in die Luft gehoben und stürzte auf ein Automobil. Beide Fahrzeuge wurden vollständig zerschmettert. Alle Insassen wurden getötet oder schwer verletzt. Viele Kinder, die in die Schule gingen, wurden schwer verwundet. Einem ungefähr achtjährigen Mädchen, das an der Hand eines Polizisten die Straße kreuzte, wurde der Fuß durch eine Glasscheibe glatt abgeschnitten. Es wurden vierzehn Tote und über hundert Verwundete festgestellt. Die Fensterscheiben aller umliegenden Häuser sind zerbrochen. Die Trümmer wurden hundert Meter weit in die Wohnungen und Läden geschleudert und demolierten zahlreiche Häuser. Eine Mutter, die ihr Kind im Schlafzimmer wiegte, wurde durch ein Eisenstück schwer verletzt. Die Ruinen der eingestürzten Station gingen in Flammen auf.

Streiks und Aussperrungen.

Die Aussperrung in der Pforzheimer Edelmetallindustrie bedroht das gesamte Wirtschaftsleben nicht nur der Unternehmer und der 26 000 unfreiwillig feiernden Arbeitswilligen, unter denen eine größere Anzahl Unorganisierter allerdings von den Fabrikanten unterstützt wird, sondern der ganzen Stadt so stark, daß die badische Regierung energisch einen Friedensschluß zu vermitteln sucht. Am 9. Dezember entsandte sie den großherzoglichen Landeskommissär Geh. Oberregierungsrat Nebe mit den Fabrikinspektoren Dr. Bittmann und Dr. Fröhlisch zu Besprechungen mit den streitenden Parteien; aber die Arbeitgebervertreter erschienen nicht, sie erklärten nur dem Bezirksamt schriftlich, daß sie der Regierung selbstverständlich zu informatorischen Zwecken jederzeit zur Verfügung ständen. Indessen habe sich der Vorstand der Fabrikinspektion, Dr. Bittmann, bereits vor geraumer Zeit über die in Betracht kommenden Verhältnisse ausgiebig informiert, und der Pforzheimer Oberbürgermeister habe außerdem diese Information am 3. Dezember in einem Immediatvortrag vor dem Minister ergänzt, so daß die Regierung hinreichend informiert sein dürfte. In die von der Regierung angeregten Verhandlungen könne der Arbeitgeberverband nicht eher eintreten, ehe der Metallarbeiterverband nicht seine Forderungen zurückgezogen habe. Die Vertreter der sozialdemokratischen Gewerkschaften, der christlichen und der Hirsch-Dunckerschen Arbeiterorganisationen haben sich dagegen bereit erklärt, an einer von unparteiischer Seite geleiteten Verhandlung teilzunehmen, in der die allgemeinen Arbeits- und Lohnverhältnisse der Kettenindustrie zur Erörterung gelangen und die Organisationen Gelegenheit finden, ihre Vorschläge zu begründen. In einer zweistündigen Unterredung haben die Arbeiterführer den Regierungsvertretern die Sachlage denn auch geschildert und dabei keinen Zweifel an der Möglichkeit einer Verständigung gelassen. Schwere Ausschreitungen sind, wie die amtliche „Karlsruher Ztg." ausdrücklich feststellt, bisher nicht vorgekommen. Stadt und Land ringsum ist mit Gendarmerieposten, die von auswärts herangezogen wurden, scharf besetzt. Die organisierten Fabrikanten aber, die der Aussperrung der Zehntausende von Arbeitswilligen allen Friedensbemühungen der Regierung zum Trotz festhalten, klagen über den mangelnden Schutz der unorganisierten Arbeitswilligen! Gleichzeitig drohen die „Vertraulichen Mitteilungen" des Kreditorenvereins für die Edelmetallindustrie demjenigen Fabrikanten, der nach der Zustimmung zum Aussperrungsbeschluß etwa nun durch einen Sonderfrieden mit den Arbeitern seinen Kollegen in den Rücken fallen würde, mit der „moralischen Vernichtung und Ausschaltung aus dem Verkehr mit seriösen Firmen".

Die Hebung des „Maine-Wracks".

Eine interessante technische Arbeit wird gegenwärtig im Hafen von Havanna vorgenommen. Das dort seit 13 Jahren auf dem Meeresgrunde ruhende amerikanische Schlachtschiff „Maine" wird unter Zuhilfenahme eines schwimmenden, eigenartig konstruierten Riesendocks gehoben, und man hofft, einen Teil des im Schiffe enthaltenen großen Materials noch anderen Zwecken nutzbar machen zu können. Unser heutiges Bild zeigt die Hebungsarbeiten an dem Wrack, die bei den



Die Hebung des im Jahre 1897 im Hafen von Havanna gesunkenen amerikanischen Panzers „Maine".

dort herrschenden starken Strömungen nurgemäß nicht geringen Schwierigkeiten begegnen. Der Untergang des Schiffes, der infolge einer im Kesselraum hervorgerufenen Explosion erfolgte, war bekanntlich der äußere Anlaß zum Ausbruch des spanisch-amerikanischen Krieges, da die aufs Höchste erbitterte öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten in der „Maine-Katastrophe" ein Werk Spaniens sah.

Vom sozialen Felde.

In Köln wurd ein neues Heim der Zufluchtsstätte, verbunden mit einem Säuglingsheim, eingeweiht. Beide Arbeitsfelder sind aus der Tätigkeit der dortigen Ortsgruppe des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes hervorgegangen und werden geleitet von einer früheren Schülerin der Sozialen Frauenschule zu Hannover (jetzt Christlich-Soziales Frauenseminar).

Pro domo*)

Als ich jung war, wenn ich durch Wiesen ging
Ach, wie leicht ich damals bunte Verse fing!
Und zur Muse ward mir jedes hübsche Ding.

Denn ich bin rechtschaffen jung gewesen.

Drum ward der Jugend, was ich schrieb,
Aus dem eigenen Herzen geschrieben und lieb,
Und das junge Volk hat mich gern gelesen.

Nun aber heißt es: ich soll so bleiben,
Immer mit grüner Tinte schreiben,
Immer Halli und immer Hallo.

Liebe Leute: Das geht nicht so.

Man jagt mit vierzig Jahresringen
Wohl nicht mehr gern nach Schmetterlingen,
Denn manches hat man in reiferen Jahren
Sowohl von Welt und Kunst erfahren,
Das einen jetzt schöner und wichtiger deucht
Als Buntes, das um Buntes fleucht.

Mit ruhiger Seele das zu erfassen,
In ruhiger Form das leuchten zu lassen,
Dahin geht nun meiner Kunst Begehren,
Davon wird mich niemand wegbekehren.
Denn immer, was und wie ich sang:
Ich folgte immer meinem Drang.

Wär sonst auch lieber Schuster geworden,
Als Bruder im Sankt Apollo-Orden!

Otto Julius Bierbaum.

*) Aus „Die Schatulle des Grafen Thrümmel und andere nachgelassene Gedichte" von Otto Julius Bierbaum. 1911, München und Leipzig bei Georg Müller.

)(Aus dem Leben der Königin Mary.

Es ist das Leben einer typisch englischen Dame, das Sir Clement Kinloch-Cooke in der North American Review schildert: ein Charakterbild der Königin Mary von England, das genauer Kenntnis und persönlichen Erinnerungen entstammt. Von Kindheit an ist die Frau, die heute die britische Königinnenkrone trägt, als eine echte Tochter Albions erzogen worden. Es war eine strenge Schule, aus der die heutige Königin von Großbritannien hervorging, eine Schule harter Pflichterfüllung; aber diese Erziehung hat auch alle Fähigkeiten des jungen Mädchens zur Reife und zur Entfaltung gebracht und harmonischen Sinn mit weiten, geistigen und künstlerischen Interessen zu einer Persönlichkeit vereinigt. Der lange Aufenthalt in Florenz hat ihre natürliche Hinneigung zur Kunst begünstigt. Die Königin ist ein ausgezeichneter Beurteiler von Malerei, und ihr kritischer Scharfsinn ist nicht zum geringsten Teile aus praktischer Erfahrung erwachsen, denn sie hat es gelernt, mit Bleistift und Pinsel umzugehen und während ihrer Florentiner Tage manche reizvolle Landschaftsskizze geschaffen. Die Königin leitet persönlich die Erziehung ihrer Tochter und der jüngeren Prinzen, und an dem stillen wortlosen Beispiel der Mutter mögen die Kinder den Wert heimlicher Wohltätigkeit schätzen lernen. Denn in jedem Zimmer ihrer Wohnung hat die Königin in einem Winkel ihr Strickgerät liegen, in jeder freien Minute greift sie zu den Nadeln, und am Abend, am Familientische, wenn der König den Kindern vorliest, arbeitet sie an den Wolljäckchen für die Armenkinder. Im Laufe eines Jahres stellt die Königin ganz allein nicht weniger als 60 solcher gestrickter Wolljacken fertig.

*) Das Gewicht der Könige.

An der Eingangstür zu dem großen Speisesaal im britischen Königsschlosse Sandringham steht seit Jahren eine automatische Wage. König Eduard machte sich ein Vergnügen daraus, alle fürstlichen Gäste, die an den Freuden seiner Tafel teilnahmen, vor der Mahlzeit lächelnd einzuladen, sich auf dieser Wage einer Revision ihres Körpergewichts zu unterziehen, und die heitere Prozedur wurde gewöhnlich nach der Tafel wiederholt. Der König pflegte dann die festgestellten Gewichte persönlich in ein prächtiges Album einzutragen, das den imponierenden Titel führt „Das goldene Buch des Gewichts der Könige". Jeder, der gewogen wurde, mußte dann diesen Eintrag mit seiner Namensunterschrift versehen, um so die Richtigkeit und Genauigkeit der Feststellung zu beglaubigen. Aus diesem Register verrät das Petit Journal einige Einzelheiten. Der deutsche Kaiser ist mehrfach gewogen worden und sein Gewicht schwankt zwischen 78 und 81 Kilo. König Georg von England wiegt genau 83 Kilo, während sein Vater, König Eduard, 104 wog. Der gewichtigste der heute lebenden Herrscher ist nach den Eintragungen im goldenen Buche Zar Ferdinand von Bulgarien, der 89½ Kilo wog, der leichteste dagegen der russische Zar, der ein Körpergewicht von genau 51,62 Kilo hat. Vor 15 Jahren wurde auch Kaiser Franz Josef in Sandringham gewogen; seine Eintragung lautet auf 76 Kilo. Die Königin von Rumänien, Carmen Sylva, wird mit 78½ Kilo verzeichnet.

Industrie, Handel und Verkehr.

Die Lage der Industrie. In der Generalversammlung der Düsseldorfer Eisenhütten A.-G. wurde über die Geschäftslage seitens der Verwaltung mitgeteilt, sie sei bei der Gesellschaft nicht anders als in der übrigen Eisenindustrie; man wisse nicht, wohin die Wege gingen. Die Beschäftigung sei nicht günstig, man habe immer nur Aufträge für kurze Zeit.

Essener Fruchtmarkt vom 19. Dezember 1910.

Weizen inländ. 19,00—20,00 Mk. Weizen fremder 21,00—22,50 Mk. Roggen inländ. 14,00—15,25 Mk. Roggen fremder 16,50—17,75 Mk. Hafer inländ. 00,00—00,00 Mk. Hafer fremder 15,50—18,25 Mk. Buchweizen 18,50—19,00 Mk. Futtergerste 11,80—12,80 Mk. Mais 13,75—17,00 Mk. Weizenvorschuß 27,75—30,75 Mk. Roggenvorschuß 21,75—22,75 Mk. Weizenklete 9,00—9,50 Mk. Rüböl inkl. Faß 00,00—00,00 Mk.

Essener Viehmarkt vom 19. Dezember 1910.

Amtlicher Bericht der Notierungskommission. Auftrieb: Großvieh 968, hiervon 158 Ochsen, 282 Bullen u. Bautzen, 528 Rinder und Kühe, 868 Kälber, 52 Schafe, 3543 Schweine. Preise für 50 kg Schlachtgewicht. Ochsen: 1. Vollfleischige, ausgemästete Ochsen höchsten Schlachtwerts bis zu 7 Jahren: 87—00 Mk. 2. Junge, fleischige, nicht ausgemästete, ältere ausgemästete Ochsen 82—85 Mk. 3. Mäßig genährte junge — ältere Ochsen 76—80 M. Kalben und Kühe: 1. Vollfleischige, ausgemästete Kalben höchsten Schlachtwertes 84—00 Mark. 2. Vollfleischige, ausgemästete Kühe höchsten Schlachtwertes bis zu 7 Jahren: 78—82 Mk. 3. Aeltere ausgemästete Kühe und wenig gut entwickelte jüngere Kühe und Kalben 72—78 Mk. 4. Mäßig genährte Kühe und Kalben 62—68 Mk. Bullen: 1. Vollfleischige, ausgemästete Bullen bis zu 5 Jahren: 00—80 Mk. 2. Vollfleischige, jüngere Bullen: 73—78 Mk. 3. Mäßig genährte jüngere und ältere Bullen: 66—70 Mk. Schafe. 1. Mastlämmer und jüngere Masthammel: 82 Mark. 2. Aeltere Masthammel: 70—80 Mk. 3. Mäßig genährte Hammel und Schafe (Merzschafe) 60—68 Mk. Preise für 50 kg Lebendgewicht. Kälber: 1. Doppelender 75—85 Mk. 2. Feinste Mastkälber (Vollmilch-Mast) und beste Saugkälber: 62—00 Mk. 3. Mittlere Mastkälber und gute Saugkälber: 56—60 Mk. 4. Geringere Saugkälber und ältere, gering genährte Kälber (Fresser): 45—55 Mk. Schweine: Vollfleischige Schweine der feineren Rassen u. deren Kreuzungen im Alter bis zu 1¼ Jahren: 67—00 Mk. 2. Fleischige Schweine: 63—66 Mk. 3. Gering entwickelte Schweine, sowie Sauen und Eber: 57—62 Mk. Tendenz: Großvieh langsam, 77 Stück Ueberstand. Kleinvieh ziemlich lebhaft.

* Rossini und der Zar.

Die Tochter des berühmten italienischen Tenors Mario, Frau Godfrey Pearse, hat in London eine Biographie ihres Vaters erscheinen lassen, in der auch die Memoiren des einst so vielbewunderten Sängers enthalten sind. Mario, der Offizier der königlichen Leibwache war, hat in seiner späteren Künstlerlaufbahn viele berühmte Männer kennen gelernt, unter ihnen auch Rossini, von dem er eine amüsante, bisher unbekannte Anekdote erzählt, die Rossini ihm selbst verraten hatte. „Eines Tages arbeitete ich in Paris in meiner Wohnung, ich war gerade beim Komponieren, und wie immer bei dieser Tätigkeit, höchst unvollkommen bekleidet. Mein Negligee ließ jedenfalls an Lässigkeit nichts zu wünschen übrig, und die Kleidungsstücke lagen in größter Unordnung im Zimmer verstreut umher. Da plötzlich höre ich, daß es an der klopft. „Wer ist da?" rufe ich ärgerlich, aber im selben Augenblick hat sich die Tür auch bereits geöffnet, und ein großer, eleganter Herr tritt ins Zimmer. „Nikolaus," sagt er in freundlicher Beantwortung meiner unwirschen Frage. „Der Kaiser!" rufe ich entsetzt und suche mich hinter irgend ein Möbelstück zu verstecken, das mich verdecken könnte. Der Kaiser von Rußland aber — denn er war es selbst — zog sich diskret hinter die Tür zurück und rief mir zu: „Großer Meister, ich wollte Ihnen nur einen kleinen Ueberraschungsbesuch machen." Dann entstand eine kürze Pause, und der Zar fuhr dann fort: „Kann ich jetzt vielleicht eintreten?" „Ich werde nie vergessen," so sagt Mario in seinen Erinnerungen, „was für ein Gesicht Rossini machte und wie seine Augen leuchteten, als er mir diese Geschichte erzählte. . . ."

wenigstens die feste Absicht gehabt hatte, diesen Akt zu machen, wenn es ihm auch schließlich an der Zeit dazu hätte fehlen können. Die beiden Zeugen wußten höchstwahrscheinlich gar nicht, zu was sie ihre Unterschriften hergeben mußten. Hätte ich Sie doch nur früher auf jene Mauernischen aufmerksam gemacht. Ja, Harold, das Unwetter hat Ihnen Glück gebracht. Armer Heinrich!"

Harolds Stirn umwölkte sich leicht.

„Ich bin im Begriff, Heinrich aufzusuchen," sagte er. „Er ist bereits von allem unterrichtet."

„Und warum wollen Sie zu ihm gehen?"

„Um ihm zu sagen, was er schon weiß, um Frieden mit ihm zu schließen."

Der Doktor hüstelte ein wenig, antwortete aber nichts.

„Ihm bleibt ja immer noch die Farm, Doktor," fuhr Harold fort. „Das ist genug für seinen Unterhalt; ich wäre sehr zufrieden damit gewesen."

„Und Alice?" fragte der Doktor zögernd.

„Alice war mir immer treu geblieben," versetzte Harold; „sie tut Heinrich kein Unrecht an; denn er weiß, daß sie nur um Ihretwillen seine Gegenwart duldete und nie die Seine geworden wäre."

Der Doktor seufzte tief und schwer.

„Mir scheint, ich habe in meinem langen Leben gar manchen Irrtum begangen," sagte er, „und doch war nur der Wunsch, meine Versäumnis gutzumachen und Alicens Zukunft nach Möglichkeit zu sichern, die Triebfeder meiner Handlungen. Und, Harold, dein Vetter, drängte mich furchtbar in die Enge."

„Das ist jetzt vorüber," sagte Harold, um so sanfter vielleicht, weil er sich erinnerte, wie hart er den Doktor gestern in Gedanken beurteilt hatte. „Ich werde die Sache mit Heinrich ins reine bringen."

Später, am Abend, als die Dämmerung schon hereingebrochen war und einzelne Sterne am Himmel flimmerten, trat Harold Garth noch einmal zu der kleinen Tür herein, in des Doktors Garten, wo Alice bereits seiner wartete.

„Nun?" fragte sie leise.

„Er ist vollständig unzugänglich," versetzte Harold. „Mit mir will er keine Freundschaft haben; er sprach davon, seine Farm zu verkaufen und das Land zu verlassen."

Alice schwieg eine Weile, dann sagte sie ernst: „Vielleicht ist es das beste, was er tun kann. Es ist wohl kein Unrecht zu sagen, wir können ohne ihn glücklich sein, nicht wahr?"

„Jetzt vernahmen sie plötzlich des Doktors Stimme. „Kommt herein, ihr junges Volk," rief der alte Herr. „Es wird schon kühl. Sie sollten besorgter für Alice sein, Harold."

Die beiden blickten einander lächelnd an und traten Hand in Hand in des Doktors Zimmer.

„Vor zwei Jahren wünschten Sie unsere Trennung, Herr Doktor, und Sie hatten recht," begann Harold. „Ich war keine passende Partie für Alice. Aber jetzt—"

„Jetzt sind Sie Harold Garth von Griffield," unterbrach ihn der Doktor, „mein einziges Bedenken ist somit geschwunden. Werdet glücklich, meine Kinder!"

Amerikanische Reklametricks.

In der Kunst der Reklame sind die Amerikaner einstweilen immer noch der Welt voran, und es wird eine Weile dauern, bis die Europäer den geschäftsklugen, erfindungsreichen Yankees hierin den Vorrang streitig machen werden und so bizarre und groteske Einfälle ausführen, wie die amerikanischen Unternehmer. Denn drüben ist man bei Litfaßsäulen, Transparentbeleuchtungen, Plakaten und Sandwichmen nicht stehen geblieben; man ersann bald bessere Reize, zugkräftigere Mittel, neue Sensationen, um die Kauflust des Publikums aufzustacheln. Hier einige Beispiele, die in der letzten Zeit im neuen Erdteil ihre Wirkungskraft erprobten.

Originell war sicher die Methode des Mr. Russel, Direktor des Imperial-Theater in St. Louis; an allen Straßenecken, in jeder Kneipe konnte man eines schönen Morgens lesen, daß Herr Russel dringend 500 lebende Katzen haben müsse und für jedes Tier als Aequivalent ein Freibillett geben wolle. Alles, was in St. Louis Beine hatte, Straßenjungen, Ausläufer, Dienstleute und Kutscher begannen sofort eine wilde Hetzjagd auf Katzen. Wo sich so ein ahnungsloses Tier blicken ließ, entstand ein Wettstreit, alle Katzen, graue und weiße, gefleckte und gestreifte, wurden verfolgt. Zur Mittagszeit hatte Herr Russel seine 500 Katzen. Nun wurde jedem Tiere ein prächtiges Band um den Schwanz gelegt, auf dem in den schönsten Lettern zu lesen war: „Von Montag ab!! Sensationelles Stück!! Die Katzenklaue!!" Dann ließ man die Tiere los und die improvisierten lebendigen Theaterzettel überschwemmten ganz St. Louis und vollführten mit ihrem ungewohnten Schwanzschmuck einen Heidenlärm. Aber von diesem Tage an riß man sich um einen Platz im Imperial-Theater.

Ein Regenmantelfabrikant hat sein Schaufenster förmlich in ein Brausebad umgewandelt. Eine junge Dame in reichster Gesellschaftstoilette zieht einen wasserdichten Mantel an, die Schleusen werden geöffnet und zehn Minuten lang rauscht das Wasser über sie hin. Dann schlägt sie den Mantel zurück und jedermann kann sich überführen, daß sie nicht naß geworden ist. Alles kauft nun diese Prachtmäntel.

In einem Schaufenster in Boston gewahrt man ein junges Mädchen nachlässig auf einem Divan ruhend. Sie liest einen Roman und kümmert sich nur um ihre Lektüre. Ihr wundervolles braunes Haar ist gelöst und fällt frei nieder. Das ganze Schauspiel soll die glänzenden Eigenschaften von Smithsons unvergleichlichem Haarwasser veranschaulichen, das „jedermann für nur einen Dollar erhalten kann."

In Neuyork sah man eine junge Dame an einem Rettungsseil vom siebzehnten Stockwerk eines Wolkenkratzers herabklettern. Sie tat das nicht aus Freude am Klettern oder aus gymnastischer Leidenschaft. Ein Rettungsseilfabrikant hatte dies Verfahren gewählt, um sein neues Seil populär zu machen.

Rätsel-Auflösungen aus der letzten „Kinderlaube".

Geographisches Leiter-Rätsel.

H			V
A	L	L	E
M			N
B	U	T	E
U			D
R	I	G	I
G			G

*

Rätsel.
Der Hahn.

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt
für die
Stunden der Muße am häuslichen Herd.

Die beiden Deserteure.

Roman aus dem Seeleben.
Von Heinz E'Monts.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Der alte Schürmer stieß einen Fluch aus.

„Nu sitt wi in den Pott," schimpfte er. „Wi hoch Water mit 'n fast ledigen Schipp un mit de Utsicht op slecht Wedder!"

Dann lief er, die Lenzpumpe zu peilen, um zu sehen, ob das Schiff Schaden gelitten habe.

Noch war es dicht. Und ein Seufzer der Erleichterung kam aus des alten Seemanns Mund.

Jochen wollte mit Waßmann das Boot besteigen, den Wasserstand um das Schiff herum zu untersuchen. Aber Antjen trat hinzu.

„Lat man, Jochen," sagte sie. „Du bist moid. Ick hev achtzehn Stunden slapen."

Da ließ Jochen sie gehen.

Waßmanns Bericht lautete trübe.

Nach allen Richtungen hin stieg der Grund an. Nur nach einer Seite hin war ein Streifen von tiefer werdendem Wasser.

Den aber war man gekommen.

Da wurde das Gesicht des alten Schürmer plötzlich ernst.

Er erkannte, daß es hier nur einen Weg gebe, sein Schiff zu retten. Man mußte versuchen, es abzubringen und dann rückwärts aus dem Kanal hinauszuschleppen.

Das aber konnte nur ein Dampfer.

In nicht allzu großer Entfernung blitzten die Lichter vom Terschelling-Feuerschiff. Das mußte man zu erreichen trachten, daß es telegraphisch Hilfe herbeihole.

Und die tat dringend not.

Nicht umsonst war am Abend die Sonne so fahl zur Neige gegangen und hatte ihr gelbes Sturmsignal gezogen.

Das verstanden alle, die an Bord waren, gar gut zu deuten. Sie wußten, daß der endliche Ausbruch des Unwetters dicht bevorstand.

Man loste, wer fahren sollte.

Es traf die beiden Schürmer.

Die gingen schweigend ins Boot und arbeiteten an gegen die heftige Strömung und von den Riemen troff es wie blanke Perlen.

Nun waren die zwei, die sich so leidenschaftlich liebten und doch so kalt aneinander vorübergegangen waren, allein an Bord.

Und über ihnen und auf dem Meere lag der kalte bleiche Glanz des Mondes.

Die beiden standen schweigend und blickten dem Boote nach, das man noch eine ganze Weile verfolgen konnte. Langsam, fast feierlich klangen die Ruderschläge, leiser und immer leiser; zuletzt sah man nur noch den Widerschein des Mondlichtes auf den nassen Ruderblättern. Dann hatte die Nacht es verschlungen.

Plötzlich begann Antjen zu singen. Einschmeichelnd, süß; aber man hörte, daß eine Saite dieser Laute gesprungen war. Ein wehmütiges Klagelied, das auch Waßmann kannte. Er wußte von Jochen, daß Antjen es oft gesungen hatte, wenn sie beide als Kinder nach lauer Sommernacht hinausgezogen waren in den perlklaren Morgen.

Da warf er sich wieder auf die Luke nieder und eine Träne stahl sich aus seinem harten Auge. Und der Quell dieser Träne lag weit hinter den Grenzen der Alltäglichkeit, weit fort, in den Gebieten uneingestandener Empfindungen.

So saß er lange, lange.

Plötzlich schleuderte ihn ein Stoß bald von seinem Sitz herab und er hörte seinen Namen nennen.

Erschrocken sprang er auf. Er war eingeschlafen gewesen.

„Was gibt's?" rief er.

Antjen stand auf dem Ladeluk, über den Großbaum gelehnt, mit flatterndem Haar und wehendem Mantel und deutete mit der ausgestreckten Rechten auf das Meer und den Horizont.

Da wußte Waßmann genug.

Von Westen her trieb der Wind unermeßliche Wolkenmassen. Es schien, als müßten Wochen vergehen, bis ihr Vorüberzug sein Ende erreiche.

Und erst die See. Hochgewölbt rollten die Wogen heran, eine die andere drängend, die beiden an Deck umhüllend mit ihrem Gischt.

Abermals erkrachte der Kiel des „Pelikan" unter dem heftigen Aufstoßen auf den harten Grund. Wie vom Blitz zerspellt stürzte die Vorstenge schmetternd an Deck.

Antjen war plötzlich zusammengesunken.

Mit einem Satze sprang Waßmann hinzu, die Wankende aufzurichten.

„Was ist Ihnen, Antjen?" fragte er.

„Das Stahlpardun hat mich getroffen."

Und schwer sank ihr Kopf an seine Brust.

Waßmann erschauerte. Zum ersten Male fühlte er diesen warmen Mädchenkörper geschmiegt an den seinen. Ihr warmer Atem streifte sein Gesicht.

Nun war sein Sehnen erfüllt. Erfüllt, angesichts des nahen, gewissen Todes.

Ringsum dunkele klaffende Wellentäler, schaumgekrönte glitzernde Berge.

Mit furchtbarer Gewalt ging abermals ein Brechen über das Schiff hin.

Aber Waßmann stand fest. In dem einen Arm das bewußtlose Mädchen, mit dem andern den Großbaum umschlingend.

Plötzlich fühlte er, wie zwei weiche Arme seinen Hals umschlangen.

Antjen war wieder zu sich gekommen.

„Waßmann," schrie sie ihm in die Ohren, um das Brüllen des Sturmes zu übertönen. „Jetzt bist du mein, ganz mein!"

Und sie bedeckte seinen Mund mit wahnsinnigen Küssen.

„Antjen," schrie er zurück, „auch du? O, ich Narr." Und mit fliegendem Atem rief er ihr zu, wie er sie geliebt von der ersten Minute an.

Eine gewaltige, lang gesammelte, mit allem Willen zurückgehaltene Leidenschaft entlud sich in diesen abgerissenen Sätzen, sie glich einem demantenen Pfeil, der Raum und Zeit durchdringend sich ins Herz bohrt.

Mit zuckenden Lippen hatte Antjen zugehört. Dann kam es tonlos über ihre Lippen:

„Zu spät!"

Eine ungeheure Wassermasse türmte sich um die beiden auf, brodelnd und kochend.

„Waßmann," schrie Antjen noch einmal.

„Antjen, mein Lieb," wollte der zurückrufen. Aber die Worte erstarben in dem Lärm des wütenden Wogenschwalls.

Ein ohrbetäubendes Krachen, ein jauchzendes Gebrüll, dann verschwand alles in tobendem Gischt.

Und Welle drängte von Westen her auf Welle. Eine der anderen folgend, gleichgültig gelassen.

Alle Mann auf dem Feuerschiff drüben spähten aufmerksam hinaus in die Nacht.

Und als der Morgen kam und sie das Schiff verschwunden sahen, war es in ihren harten Gesichtern wie Weinen.

11. Kapitel.

Der Bootsmann schwieg eine Weile.

Das ist die tragische Geschichte meiner Freunde Waßmann und Schürmer und von Schürmers blauäugiger Schwester, sagte er dann.

Sie waren wie Sterne in dunkler Nacht. Aber die hat sie verschlungen.

Was aus Schürmer geworden sei, fragte ich.

Schürmer? Der segele unter den Sternen und Streifen der Vereinigten Staaten und bekleide in deren Kriegsmarine bereits den Rang eines Bootsmanns.

„Zum letzten Mal," fuhr der Bootsmann fort, „sah ich ihn in San Francisco, kurz vor dem großen Erdbeben. Es ging ihm gut. Aber das Heimweh nagt an seinem Herzen.

Im gleichen Jahr, als ich von sechsundzwanzigmonatiger Reise zurückkehrte und sich ein Strom von Gold in meine ausgebrannten Taschen ergoß, da habe ich die Stätten wieder aufgesucht, wo all das Erzählte sich abspielte.

Der alte Schürmer trug bereits des Alters Silberkrone. Er hatte wohl äußerlich überwunden, aber der Verlust seiner beiden Kinder frißt heute noch an seinem goldenen Herzen, wie ein scheußlicher giftiger Wurm.

Die paar Wochen Gefängnis, die man ihm damals aufbrummte; bah, die hätten ihm nichts geschadet, meinte er. Nicht körperlich und auch nicht in der Achtung der Ulmensieler.

Waßmanns Leiche ist nie gefunden worden. Das Meer hatte seinen stattlichen und schönen Sohn behalten für immer.

Aber Antjen hatten mitleidige Nixen ans Land getragen. Schön wie ein Marmorbild und mit Seetang in ihrem goldenen Haar, hatte man sie am Morgen nach jener Sturmnacht am Strand gefunden. Nun schläft sie auf dem kleinen Borkumer Friedhof.

Der Sommer hatte seinen ganzen Zauber über die Landschaft ausgegossen, als ich ihr Grab besuchte. Ein sattgrüner Teppich war darüber ausgebreitet. Gelbgeflammte Aurikeln blühten, an die Sammetaugen der schönen Schläferin erinnernd, ein wilder Rosenbusch neigte sich über das weiße Kreuz, das der vergebende Vater seinem toten Kinde gesetzt hatte, und wenn ein Windhauch herüberflog von der schimmernden Nordsee her, dann war ein Rinnen von schneeigen weißen und zart roten Rosen."

Ende.

Gestern und Heute.

Eine wirkliche Tragödie im Kinematographen. Seit die großen Kinematographengesellschaften die Sorge auf sich genommen haben, das Sensationsbedürfnis der Massen zu befriedigen, kann man in fast jedem Kinematographentheater die widerlichsten Morde, Verbrechen und Unglücksfälle in der denkbar naturgetreusten Art „genießen". Die Unternehmer scheuen keine Kosten, um immer neue „spannende" Aufnahmeserien zu gewinnen, mit allem Aufwand werden grausige und aufregende Mordgeschichten improvisiert und szenisch dargestellt und die Schaulust kommt stets auf ihre Rechnung. Bei einer solchen Inszenierung eines nervenspannenden Ereignisses hat unlängst in London durch einen Zufall der Hauptdarsteller sein Leben einbüßen müssen. Eine sehr „schöne" Szene war diesmal zur Aufnahme ausersehen: ein vereiteltes Attentat auf einen Eisenbahnzug. Auf der Strecke der Brighton Railway spielte sich die Episode ab. Der Kinematograph wurde eingeschaltet, eine Schar Verbrecher schlich sich auf den Bahndamm, legte Hindernisse auf die Schienen, die den Zug zum Entgleisen bringen sollten, und versteckte sich im Hinterhalt. Kurz darauf geht der Bahnwärter die Strecke ab, entdeckt das verbrecherische Vorhaben und will die Hindernisse beseitigen. Die Gauner überfallen programmäßig den Wärter und binden ihn auf den Schienen fest, so daß er des sicheren Todes harrt. Da kommt die Dogge des Wärters mit dem Essen in einem Korbe, sieht ihren Herrn hilflos und eilt ins Haus zurück, durch aufgeregtes Bellen und Winseln die Frau zu warnen. Schon naht langsam und unaufhaltsam der Zug; die Frau eilt herbei, begreift die Situation, stürzt fort, stellt die Signale auf „Gefahr", im letzten Augenblick gewahrt der Lokomotivführer die Zeichen und wenige Meter von dem hilflos gefesselten Wärter sollte der Zug zum Stehen kommen. Alles spielte sich vorschriftsmäßig ab. Allein ein Unglück wollte, daß die Maschine nicht schnell genug zum Stehen kommt, die Räder gleiten fort, erfassen die Hindernisse, schieben sie vor sich her und schleudern die Blöcke auf den unglücklichen Schauspieler, der, wirklich an die Strecke gefesselt, nicht entfliehen kann. Wie behauptet wird, entstand das Unglück dadurch, daß an Stelle des von der Kinematographengesellschaft bestellten Zuges ein regulärer Zug die Strecke passierte und daher auf das Schauspiel nicht vorbereitet war. Der Darsteller des Bahnwärters, ein 48jähriger Mann, erlag seinen Verletzungen. — Kraffer kann das Unwesen der Kinematographen-Bilder und ihrer Entstehung kaum beleuchtet werden!

Denkspruch.

Wie manches würde in der Theorie unwidersprechlich scheinen, wenn es dem Genie nicht gelungen wäre, das Widerspiel durch die Tat zu erweisen.

Lessing.

Der alte Turm.

Frei nach dem Englischen von **Klara Rheinau.**

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

So aufgebracht Harold auch auf Alicens Vater sein mochte, er wußte sich zu beherrschen und erwiderte sanft: „Erzähle mir alles, Alice; woher kommt deines Vaters Vorliebe für Heinrich?"

„Er hat Verbindlichkeiten gegen ihn; Heinrich scheint ihn gewissermaßen in seiner Macht zu haben," versetzte Alice und erzählte dann die ganze traurige Geschichte, wenigstens soviel sie davon wußte — erzählte von der Krankheit, der fehlenden Praxis, den Kämpfen und Entbehrungen.

„Und Papa ist nicht mehr der alte," schloß sie ihren traurigen Bericht. „Er ist stets so gereizt, so aufgeregt. Doch das kommt wohl von seinem Leiden her. Er will gut gegen mich sein, Harold. Lieber Harold, sieh mich nicht so seltsam an — ich bitte dich."

„Ich dachte gerade," sagte Harold mit einem mißglückten Versuch, zu lächeln, „daß ich nun genau wisse, wie es jenem Mann zumut war, der gern die Welt in Bewegung gesetzt hätte, wenn er nur einen Haltepunkt gefunden, um seinen Hebel einzusetzen. Noch nicht, Alice," fuhr er fort, als diese eine verabschiedende Bewegung machte; „ich gehe noch nicht. Höre mich an! Wenn ich irgendwo Geld herbekommen — borgen könnte. O, ich Tor!" brach er ab. „Als ob jemand einem armen Bettler, der auf die Arbeit seiner Hände angewiesen ist, Geld leihen würde!"

Alice legte sanft ihre Hand auf seinen Arm; jetzt war die Reihe des Tröstens an ihr.

„Wir wollen Geduld haben, Harold; aber du mußt jetzt gehen. Er darf dich nicht hier finden; außerdem ist ein Unwetter im Anzuge. Wo wirst du übernachten?"

„Uebernachten? Wo?" wiederholte der junge Mann zerstreut. „Ja, das weiß ich selber noch nicht — es ist mir auch ganz einerlei. Vielleicht kehre ich noch nach der Stadt zurück. Aber merke dir, Alice," fügte er plötzlich in heftigem Ton bei, „ich habe dich durchaus nicht freigegeben. Solange du mir nicht frei ins Gesicht sagen kannst, daß du aufgehört, mich zu lieben, so lange gehörst du mein."

„Nun, gedulde dich, Harold," versetzte Alice. „Doch jetzt lebe wohl! Du bist mir doch nicht böse?"

„Böse!" Von Reue und Zärtlichkeit gleichermaßen gefoltert, stürmte Harold davon. Er machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er Alice bei ihrem Kummer noch mit Klagen gequält habe, anstatt ihr tröstend und helfend zur Seite zu stehen.

Nicht nach dem Bahnhof lenkte er jetzt seine Schritte, unwillkürlich schlug er den Weg nach dem „Turm" ein. Als er die kleine Brücke erreichte, auf welcher der Doktor damals mit Heinrich zusammengetroffen war, lehnte er sich über das morsche Geländer und blickte gedankenverloren in das Wasser. Seine Unterredung mit Alice, sein ganzes, vergangenes Leben, seine Aussichten für die Zukunft zogen an seinem Geist vorüber. Noch hatte er dem geliebten Mädchen kein Heim zu bieten; in einigen Jahren vielleicht — aber was konnte sich in der Zwischenzeit alles ereignen?

In seinem trüben Sinnen bemerkte er gar nicht, was um ihn vorging; er fühlte nicht die drückende Hitze, er sah nicht die düster drohenden Wolkenmassen am Himmel, ja das ferne Grollen des Donners entging ihm, bis ein vorübergehender Arbeiter ihn anredete: „'s wird ein böses Wetter geben, Herr. Vielleicht können Sie den „Adler" noch erreichen, Herr Garth; es ist das nächste Obdach."

Harold fuhr leicht zusammen und starrte fast erschreckt dem Mann nach. Es überraschte ihn fast, erkannt worden zu sein, und doch mußte er sich bei näherer Ueberlegung sagen, daß die zwei Jahre seinen äußeren Menschen nicht sehr verändert haben konnten.

„Da ist es schon!" rief er aus, als ein heller Blitz gerade vor seinen Augen niederzuckte. Der Donner erfolgte fast gleichzeitig, und Harold sah nun, daß das Gewitter schon sehr nahe war. Im vollen Galopp rannte er in der Richtung des Wirtshauses dahin; aber als er es glücklich erreicht, war er bereits von dem strömenden Regen bis auf die Haut durchnäßt. In der Schenkstube fand er schon eine Anzahl Männer ängstlich aneinandergedrängt, die schweigend das schauerliche Wetter beobachteten.

„Gerade über uns," rief der eine, als ein furchtbarer Donnerschlag das Haus erschütterte. „Erinnere mich kaum, ein solches Unwetter erlebt zu haben." Und ein anderer fügte bei: „Wir werden in der Zeitung davon lesen. Das richtet vielen Schaden an."

Harold Garth nahm nur wenig Notiz von den Leuten, die auch ihrerseits seinen Eintritt kaum zu bemerken schienen. Er zog sich in eine dunkle Ecke zurück und saß da regungslos in seinen triefenden Kleidern. Seine Gedanken weilten bei Alice; er fragte sich, ob sie wohl jetzt um ihn bange, und bereute fast, sie verlassen zu haben, anstatt frei und offen sein Anliegen ihrem Vater vorzutragen.

Das Gewitter war längst vorüber und der Mond stand in voller Pracht am tiefblauen Abendhimmel, als ein neuer Gast in die Schenkstube eintrat. Gleich darauf erkannte Harold die Stimme jenes Arbeiters, der ihn unterwegs angeredet hatte.

„Etwas Sonderbares ist passiert," sagte der Mann; „es hat in den alten Turm eingeschlagen."

Harold wandte den Kopf, um zu lauschen, aber niemand nahm Notiz von ihm.

„Eingeschlagen, wirklich?" fragte ein anderer; „und ist er endlich zusammengestürzt?"

„Nur ein Teil davon," lautete die Erwiderung. „Aber was noch sonderbarer ist, ich kam gerade dazu, wie der arme Blödsinnige, gegen den der alte Squire stets so gut war, dieses Ding hier unter den Trümmern hervorwühlte."

Die Leute drängten sich eifrig herbei, um zu schauen.

„Das sieht aus, wie eine Kassette. Wird wohl Geld darin sein," meinte der eine.

„Der alte Squire war ein komischer Kauz," bemerkte der Arbeiter. „Es gleicht ihm ganz, seine Sachen in der alten Mauer zu verstecken, wie es wohl damit geschah. Rückt das Licht ein wenig näher, wir wollen unsern Fund einmal genauer untersuchen."

In diesem Augenblick erhob sich Harold Garth aus seiner Ecke, und sein bleiches Gesicht schaute über die Schulter des Sprechenden. Der Arbeiter wandte sich um und erkannte ihn sogleich.

„Bitte um Verzeihung, Herr," sagte er. „Ich sah Sie nicht früher. Hier steht Ihr Name auf dem Deckel, Herr Garth."

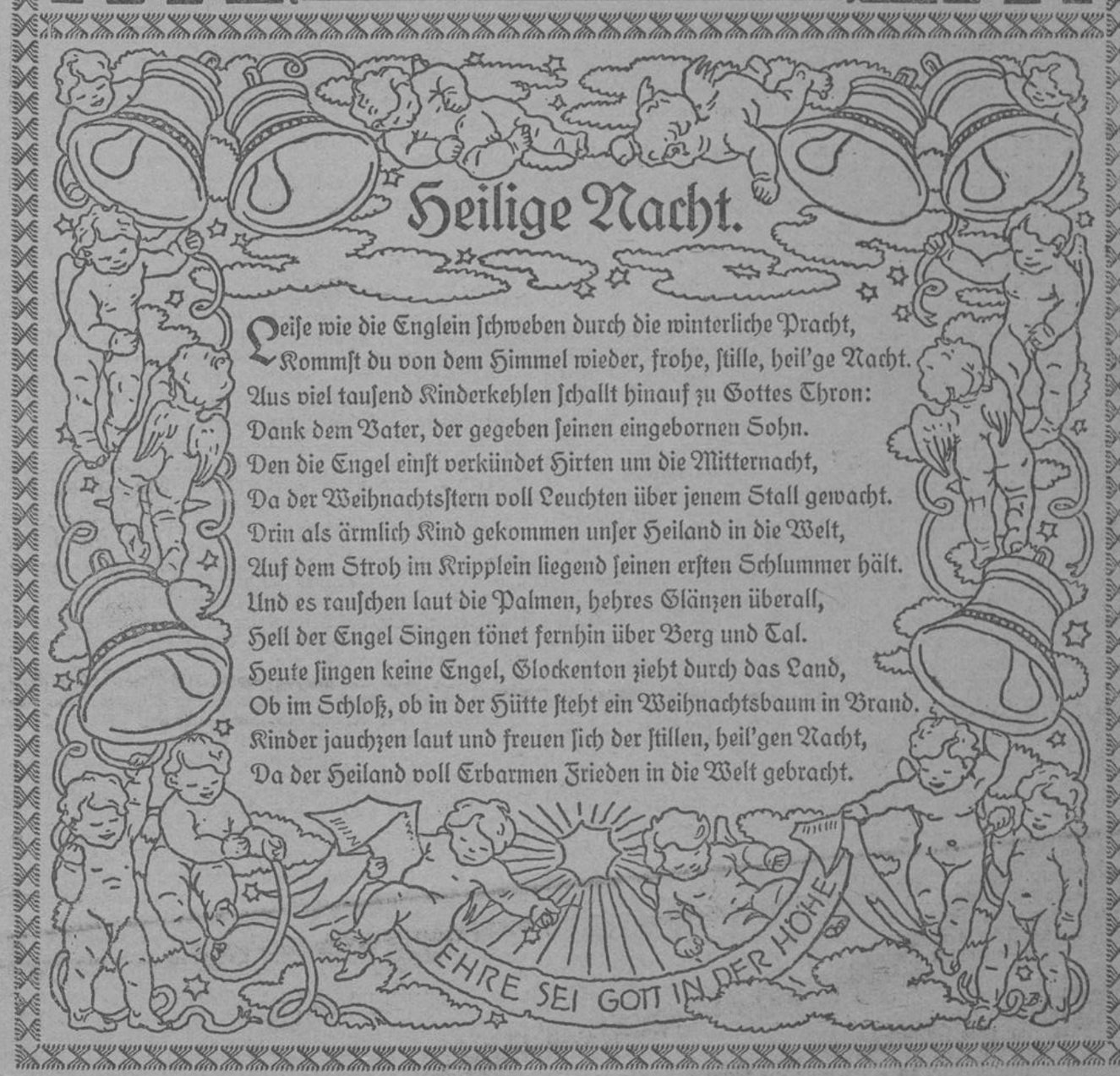
5. Kapitel.

Am andern Tage saß Harold in dem Arbeitszimmer des Doktors, und eine wunderbare Veränderung schien mit ihm vorgegangen. Seine Augen strahlten, sein ganzes Antlitz leuchtete vor innerer Freude.

In der Kassette, welche man unter den Trümmern des alten Turmes hervorgezogen, hatte sich der in legaler Form ausgestellte Schenkungsakt vorgefunden, den der alte Garth mit gewohnter Exzentrizität in einer geheimen Mauernische aufbewahrt hatte.

„Ich glaubte stets daran, Harold," sagte Doktor Trent. „Auf Ehrenwort, ich zweifelte nie, daß Ihr Onkel





Die Unterhaltung wurde bald sehr lebhaft, und die Stimmung erhöhte sich noch, als Rudi die Geschichte von der Weihnachtshose zum besten gab. Da meinte Doktor Mannsbach: „Ich muß mich also bei Tante Anna dafür bedanken, daß ich einen so schönen Weihnachtsabend erleben darf. Oder vielmehr bei den Manen des Willibald Alexis. Hätt' der die Hosen des Herrn v. Bredow nicht geschrieben, dann säß ich ganz allein in meiner Junggesellenbude. Hier ist's viel, viel schöner." Dabei überflog Doktor Mannsbachs Blick die Tafelrunde und haftete zuletzt mit Wohlgefallen auf Lottes anmutiger Erscheinung.

Es war sehr spät, als man sich trennte. Man hatte bereits gute Freundschaft geschlossen. Beim Abschied bat der „möblierte Herr" um die Erlaubnis, recht bald wiederkommen zu dürfen. Sie wurde gern erteilt, und bald war er der regelmäßige Sonntagabendgast bei Rüttingers. Es war nicht schwer, zu bemerken, daß Lotte der Hauptanziehungspunkt für ihn war.

Lotte ist nun schon seit ein paar Jahren Frau Doktor Mannsbach, und in der Bibliothek des jungen Ehepaares nehmen „Die Hosen des Herrn von Bredow" den Ehrenplatz ein.

Ein Weihnachtsabend.

Das heilige Christfest war nahe, und Dr. Luther saß am Tisch und meditierte seine Christpredigt. Seine gläubigen Gedanken hatten sich in das Geheimnis der Menschwerdung Gottes vertieft. Da ging die Tür auf; Frau Käthe, seine Gattin, sah herein und rief mit verdrießlicher Stimme: „Der Herr Doktor sitzt, und hört nicht und merkt nicht, daß der Hans in der Wiege weint und schreit, daß sich ein Stein erbarmen möchte. Ich und die Muhme müssen ja doch heute zum lieben Fest rüsten; da könnte der Herr Doktor wohl einmal vom Studiertisch an die Wiege geh'n und das arme Kind in Ruhe singen." Gelassen und frohen Gesichts, das Herz voll heiligen Sinnes über das Christkindlein und die Engel und die himmlischen Heerscharen, stand der Doktor auf, setzte sich an seines Knäbleins Wiege, und als er das gewohnte Wiegenlied singen wollte, da stimmte ihn der Takt der hin und hergehenden Wiege, zu einer neuen Weise, fanden sich neue Worte, und von seinen Lippen tönte es: „Vom Himmel hoch, da komm ich her, ich bring' euch gute neue Mähr, der guten Mähr bring ich so viel, davon ich sing'n und sagen will" u. s. w.

Der Doktor hat das neue Lied nachher aufgeschrieben und seiner Frau Käthe zum neuen Jahr mit der Zither vorgesungen: darum schließt der letzte Vers: „Lob, Ehr' sei Gott im höchsten Thron, der uns schenkt seinen ein'gen Sohn! Deß freut sich der Engel Schar und singet uns solch neues Jahr."

Christliche Weihnachtsfeier.

Das Weihnachtsfest ist vielfach in unseren Familien des christlichen Gehaltes ganz entkleidet. Ohne denselben ist es aber nicht mehrt wert als eine taube Nuß. Was ist denn von der Feier des Christfestes in vielen Häusern noch geblieben? Man beschert Kindern und Erwachsenen, treibt ein wenig Kultus mit dem Tannenbaum und besingt die Treue seiner Blätter, man freut sich seiner Lichter und glitzernden Schmuckes; aber wo der Höhepunkt der Feier nur das Lied vom Tannenbaum ist, wo das Kindlein in der Krippe und so die Erinnerung an die Liebe Gottes fehlt, und reichte der Weihnachtsbaum bis an die Decke und könnte der Weihnachtstisch die Fülle der Weihnachtsgaben garnicht fassen, da ist doch ein armes Haus, eine arme Familie, es sind arme Kinder, die Weihnachten feiern möchten und doch nicht können. Arme Kinder! Denn das ist doch das Eigentümlich-weihevolle, wodurch ein Kindesherz wie von einem Zauberbann umfangen wird, daß am Weihnachtsfeste die Schönheit der göttlichen Liebe sich ihm so wundersam mit der äußeren Schönheit, mit Gaben und Tannengrün und Kerzenschimmer in Verbindung setzt. Wie reich an Freuden und Segen wird da das Weihnachtsfest für Eltern und Kinder, wo man über der schimmernden Hülle den ewigen Gehalt des Festes nicht vergißt. Lange schon harren die Kinder vor der Tür, hinter der die Eltern oder auch die Mutter allein geschäftig und geheimnisvoll die Geschenke bereit legen und Lichter anzünden. Jetzt ist alles fertig; die Tür öffnet sich, ein Lichtstrom von fast überirdischer Herrlichkeit flutet den Draußenstehenden entgegen und unter Gesang des Liedes: „Ihr Kinderlein, kommt, o kommt doch all!" zieht die Schar der Familienglieder, die Kleinsten voran, unter den Weihnachtsbaum. Sie sehen die hellen Lichter, unter dem Baum vielleicht aufgebaut den Stall mit der Krippe, sie sehen die Geschenke, aber sie können noch nicht alle Eindrücke aufnehmen. Alle setzen sich nun, der Hausvater verliest oder erzählt die Weihnachtsgeschichte. Nach der Erzählung der Geburt des Kindes singt man: „Stille Nacht, heilige Nacht!", nach dem Lobgesang der Engel „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit," und zum Schluß vielleicht „Lobt Gott ihr Christen, allzugleich". Erst dann werden die Geschenke betrachtet und der Baum bewundert, und Dank und Liebe und Freude schließen die Herzen mit Gott und untereinander fest zusammen, und alle Sorgen und alle Not, die man sich selbst und miteinander gemacht hat, gehen unter an der Krippe des Jesuskindes und unter dem Christbaum. So wird Weihnachten ein Fest, an dem Liebe und Frieden in der Familie von innen heraus begründet wird und nur, wenn sie inneren Gehalt haben, bestehen sie.

Heilige Nacht.

Ich sinne, wo in weiter Welt
Jetzt sterben mag ein Menschenkind
Und ob vielleicht den Einzug hält
Das viel ersehnte Heldenkind.

Der letzte leise Schmerz und Spott
Verschwindet aus des Herzens Grund;
Es ist, als tät' der alte Gott
Mir endlich seinen Namen kund.

Welche Fülle tiefer Empfindung spricht aus diesen Worten eines Dichters, der im Licht und Lärm des Tages oft genug die Waffen des Spottes geschwungen hat gegen Kirche und Christentum! In der Stille der Nacht sind auch in seiner Seele andere Gedanken wach geworden; Ewigkeitssehnsucht und Gottesahnung, die ringt sich mit unwiderstehlicher Macht empor. Wie viele, die heute mit oberflächlicher Geringschätzung an den Geheimnissen des Glaubens vorübergehen, würden ganz anders denken lernen, wenn sie in stiller Nacht sich besinnen wollten auf dieses Lebens Inhalt und Ziel.

Und nun stehen wir wieder vor jener einen heiligen Nacht, in der der Menschheit das Beste geschenkt ward, was sie ihr eigen nennt. Ist sie mit ihrer jährlichen Wiederkehr nicht eine wichtige Mahnung: Steig hinab zu den Quellen des Lebens! Laß dich nicht blenden vom grellen Licht der Tagesgrößen und Tagesereignisse; laß dir sagen was Gott in jener heiligen Nacht für dich und die ganze Menschheit bereitet hat an Heil und Segen! Nicht auszuschauen brauchen wir nach dem vielersehnten Heldenkind; es hat seinen Einzug gehalten. Ob es keinen Raum fand in der Herberge, es hat doch Raum gefunden in der weiten Welt; ob ihm die Großen den Platz weigern wollten, es hat trotz seiner Niedrigkeit sie alle in den Schatten gestellt. Warum nun noch ängstlich suchen und fragen? Gott hat ihm auch seinen Namen kundgegeben, und der heißt: Ewig-Vater, Friedefürst!

Weihnachtsfülle.

Alle Häuser tönen wieder,
alle Hütten müh'n sich mit,
funkelgoldige Weihnachtslieder
blüh'n und zieh'n auf Schritt und Tritt.

Lichtbeschüttet sind die Bäume,
flittergold- und gabenschwer,
blitzend schreiten selige Träume
aus den Tannenästen her. —

Weihnachtsduft nimmt dich gefangen,
ferne Jugend kommt herbei,
lieblich über welke Wangen
kost ein toter Jugendmai.

Gustav Schüler.

Die Weihnachtshose.

Skizze von **E. Rittweger.**

Nachdruck verboten.

Tdlr. Frau Pfarrer Rüttinger saß vor ihrem Ausgabenbuch und rechnete. Sie rechnete eigentlich immer, auch wenn sie nicht gerade vor ihrem Ausgabenbuch saß. Vor ihren geistigen Augen stand unablässig das Exempel: Wie fängt man's an, mit einer Witwenpension von sechshundert Mark und den Zinsen von 20 000 Mark, die zu dreiundeinhalb Prozent angelegt sind, sich selbst und drei Kinder zu versorgen? Das Exempel war natürlich nicht zu lösen, auch bei den bescheidensten Ansprüchen nicht. Frau Pfarrer Rüttinger war deshalb fortwährend darauf bedacht, neue Erwerbsquellen ausfindig zu machen. Sie stickte mit der ältesten Tochter für Geschäfte; sie hatte zwei Zimmer an einzelne Damen vermietet und für sich und die Kinder nur die allernotwendigsten Räume behalten. Es war aber nicht viel dabei herausgekommen. Die Damen zahlten zu wenig Miete und hatten ewig etwas auszusetzen. Da probierte es die Pfarrerin mit einem Herrn, und sie kam gleich mit dem ersten Mieter gut an. Doktor Mannsbach war Bibliothekar und offenbar in guten Verhältnissen. Da ihm die Lage der Wohnung zusagte, bestimmte er selbst einen anständigen Mietspreis und zahlte pünktlich an jedem Ersten. Frau Rüttinger hatte im stillen gehofft, der gelehrte Herr, der so furchtbar viele Bücher mitbrachte, würde sich vielleicht ihres Jungen annehmen, bei dem es im Griechischen haperte. Aber es bot sich gar keine Gelegenheit, die Sache zur Sprache zu bringen, trotzdem Doktor Mannsbach schon fast ein halbes Jahr lang ihr Hausgenosse war. Seine Bedienung besorgte die Aufwärterin, und Miete und Auslagen ließ er ebenfalls durch die Karline überbringen. Sein Zimmer hatte den Eingang außerhalb des Korridors, und bei gelegentlichen Begegnungen auf der Treppe blieb's bei einem höflichen Gruß und höchstens einer Bemerkung über das Wetter. In Rücksicht auf die erwachsene Tochter hütete sich die Pfarrerin wohl, dem Herrn Doktor irgendwie entgegenzukommen. Er sollte um keinen Preis das Gefühl haben, als angele man nach ihm. Sie wußte, daß „möblierte Herren" leicht mißtrauisch in diesem Punkte sind. Berechnende Gedanken lagen zwar der guten Pfarrerin ganz fern; es kam ihr gar nicht in den Sinn, daß ihre Lotte Anspruch auf eine Heirat machen könne, so hübsch und lieb das Mädel auch war. Zum Glück ging's mit Rudis Griechisch seit einigen Wochen leidlich; der Junge gab sich die größte Mühe, und die beiden letzten Arbeiten waren mit „Genügend" zensiert worden.

Die Pfarrerin rechnete heute mit ganz besonderem Eifer, denn Weihnachten stand vor der Tür; und da sollte doch jedes der Kinder eine Freude haben. Lotte wünschte sich so sehnlich ein Buch: Die Hausschneiderin. Sie hatte viel Geschick und hoffte, mit Hilfe dieses Werks die Garderobe für den weiblichen Teil der Familie ganz allein herstellen zu können. Aber das Buch kostete sechs Mark, und ob's sich dann auch wirklich rentierte? Kläre, der Zehnjährigen, hing das Herz an ein Paar guten Schlittschuhen; und Rudolf brauchte eine neue Hose. Die einzige, die er außer der guten Sonntagshose besaß, war recht fadenscheinig und kaum noch anständig auszubessern. Ein Buch bekam der Junge zum Glück jedes Jahr von seiner Patentante, die überhaupt eine offene Hand hatte und stets zu Weihnachten eine Kiste schickte. Aber Tante Anna war ein bißchen unpraktisch. Die Pfarrerin hatte ihr einmal angedeutet, daß bei ihren bescheidenen Verhältnissen eine kleine Barsumme als Weihnachtsgeschenk am dienlichsten wäre. Da hatte Tante Anna, die übrigens keine wirkliche Tante, sondern nur eine Jugendfreundin der Pfarrerin war, entrüstet erwidert: Wenn ihre Geschenke keinen Beifall fänden, könne sie's ja auch lassen. Bares Geld zu schenken, hielte sie für furchtbar unpoetisch, ja für geradezu brutal. Sie wolle mit ihren Gaben überraschen. Die arme Pfarrerin hatte Mühe, die gereizte Tante durch einen Entschuldigungsbrief zu beschwichtigen. Tante Anna schenkte eben, um sich eine Freude zu machen.

Die Pfarrerin schlug ihr Buch zu. Sie mochte rechnen, so viel sie wollte, zu einer Hose für Rudi würde es nicht reichen. Der Kohleneinkauf im Herbst und die Winterkartoffeln hatten ein zu großes Loch in das Budget gerissen — sie mußte eben doch die Hose noch einmal ausbessern und als Weihnachtsgeschenk Heft, Bleistifte, Federn, Zeichenblock und dergleichen nehmen, Dinge, die ohnehin angeschafft werden mußten. Rudi bekam ja von Tante Anna neben dem Buch sicher noch etwas. Auch an das Schneiderbuch konnte nicht gedacht werden, Lotte sollte lieber mal einen ordentlichen Kursus mitnehmen. Lotte hatte ein Paar Stiefelchen nötig, und sie war ja ein so verständiges Mädel, der ganze Trost der Mutter seit dem Tode des Vaters. Kläre, das Nesthäkchen, mußte auch auf die Schlittschuhe verzichten; Schlittschuhlaufen kostete zuviel, und gesund würde das Kind auch so bleiben. Die Pfarrerin seufzte, es war doch hart, wenn man so jeden Pfennig umdrehen mußte! Aber gleich schalt sie sich selbst und sagte sich, daß sie in ihren drei gesunden Kindern doch einen Schatz ohnegleichen besaß. Sie würde für Kläre eine nette, schwarze Schulschürze arbeiten, mit roten Seidenstichen verziert. Schwarzer Stoff war noch vorhanden; die Sache machte also keine Kosten; und Tante Annas Kiste würde ja doch für jedes etwas bringen. Die warmen Strümpfe für die Karline waren schon lange fertig, und die zehn Mark, die sie alljährlich bekam, waren auch zurückgelegt.

Fünf Tage vor Weihnachten kam ein Brief von Tante Anna; sie kündigte, wie stets, den Abgang der Weihnachtssendung an. Nach einigen einleitenden Worten hieß es: „Gestern ist die Weihnachtskiste abgegangen, deren Inhalt hoffentlich Euren Wünschen entspricht. Für Dich, liebe Auguste, ist das eingesiegelte Paket bestimmt, das Du erst bei der Bescherung öffnen sollst. Du weißt, ich liebe es, zu überraschen. Lotte soll den blauen Sportschleier haben, der ihr zu ihrem blonden Haar sicher gut stehen wird."

„Himmel — ein Sportschleier! Als ob Lotte an Sport denken könnte!" rief die Pfarrerin bekümmert aus und las weiter: „Rudi bekommt die Hosen. Ich denke, sie sind für einen Fünfzehnjährigen passend. Die Weste habe ich selbst für ihn gestickt; gestickte Westen sind jetzt modern. Du mußt sie beim Schneider fertigmachen lassen; ich lege 3 Mark dazu bei. Mein Patenjunge muß doch am reichlichsten bedacht werden."

Der Pfarrerin entfuhr ein Freudenschrei, sie überlas die Stelle noch einmal, weil sie ihren Augen nicht traute, aber wirklich, es stand da, schwarz auf weiß: Rudi bekommt die Hosen. Sie begriff zwar nicht, wie Tante Anna auf die Idee kommen konnte, aber das war ja einerlei. Und wenn sie etwas zu groß sein sollten, so ließ sich das leicht ändern. Zu klein würden sie nicht sein, denn Rudi wurde erst im Februar fünfzehn und war im Wachstum etwas zurück.

„Das Schmuckkästchen ist für Kläre bestimmt; ich hab's auf meiner letzten Reise in Nürnberg erstanden. Es ist echte Bronze, und die Bernsteinbrosche, die es birgt, stammt noch von meiner seligen Mutter."

Das Schmuckkästchen wirkte dämpfend auf der Pfarrerin Freude. Seither hatte Kläre in der Regel etwas zum Anziehen bekommen, Stoff zu einem Sommerkleid oder warme Handschuhe oder ein paar Schürzen. Was nützte dem Kind das Schmuckkästchen! Und die Bernsteinbrosche von Tante Annas verstorbener Mutter! Sie erinnerte sich des Ungetüms noch ganz gut, über das sie schon als Kinder immer gelacht hatten.

„Die Süßigkeiten" — hieß es weiter — „Lebkuchen, Marzipan, laßt Euch gut schmecken, ebenso die Nüsse und die Aepfel. Auch ein paar Dutzend Christbaumlichter lege ich bei. Ich habe im Warenhaus einen Engroseinkauf gemacht. Spottbillig, und nun packe ich jeder Weihnachtssendung einen Teil davon bei."

Na, das ließ sich hören! Lotte sagte immer: Nun recht viele Lichter am Baum, das ist mir das liebste vom ganzen Weihnachtsabend. Und alljährlich entstand ein kleiner Kampf zwischen Mutter und Tochter, ob man ein Dutzend oder achtzehn Stück nehmen solle. Der Kampf wurde dann stets zu Lottes Gunsten so entschieden, daß man achtzehn ganz dünne Lichtchen kaufte. Lotte holte dann jedesmal die sorglich aufgesparten Lichtendchen vom letzten Fest herbei und befestigte sie an den untersten Zweigen des Baumes. Für das Geld, was die Lichter gekostet haben würden, sollte nun Kläre noch irgendeine Kleinigkeit haben. Hübsche Zopfschleifen vielleicht. Und das mit dem Sportschleier war auch nicht so übel. Er konnte Lottes etwas abgetragenen Winterhut zu neuem Glanz verhelfen.

Zwei Tage später langte die Kiste an, und die Pfarrerin machte sich wohlgemut ans Auspacken. Gleich obenauf lag ein festes Paketchen, mit Bindfaden umschnürt und mit der Aufschrift: Buch für Rudi. Der Pfarrerin kamen die Tränen in die Augen: Nein, das war doch zu lieb von der Tante; gewiß war ihr im letzten Augenblick noch eingefallen, daß sie dem Jungen sonst immer ein Buch schenke. Die Pfarrerin packte es nicht aus; sie wußte, es war ein ganz besonderes Vergnügen für Rudi, es selbst aus der Hülle zu schälen. Auch die Paketchen für Lotte und Kläre öffnete sie nicht, und das mit der Aufschrift: „Für die liebe Auguste" legte sie ebenfalls beiseite. Aber die Weste für Rudi mußte sie gleich bewundern. Hellbeige mit roten, eingestickten Punkten! Sie würde den Stoff auf den Weihnachtstisch legen und ihm die Weste erst zum Geburtstag machen lassen, dann hatte Rudi nochmal eine Freude! Die Süßigkeiten, Nüsse, Aepfel, die Lichter — alles, was der Brief verheißen hatte, war da, nur die Hosen fanden sich nicht. Die Pfarrerin wühlte das Packpapier, die Holzwolle um und um. Umsonst! Die Kiste war fest vernagelt gewesen; es war also kaum denkbar, daß jemand ausgerechnet die Hosen herausgestohlen hätte. Ob Tante Anna sie vergessen oder an Stelle der Hosen das Buch —? Aber nein, die Kiste war ja bereits abgegangen, als der Brief geschrieben wurde. Das mußte sie sofort mit Lotte besprechen!

Lotte lief gleich nach der Post, um den Verlust zu melden. Da hieß es, vor allen Dingen müsse man Gewißheit haben, daß sich die Hosen wirklich in der Kiste befunden hätten. Uebrigens sei es ja keine Wertsendung, aber natürlich würde man der Sache auf den Grund zu kommen suchen. Sodann schlug Lotte vor, sofort an Tante Anna zu schreiben.

„Auf keinen Fall," rief die Mutter. „Tante Anna würde das furchtbar übel nehmen."

Das war eine empfindliche Trübung der Weihnachtsstimmung, die bei Rüttingers schon seit Tagen herrschte. Vor allem galt's, Rudi die Sache mitzuteilen. Er sprach immer von der neuen Hose, und daß Mutter in den letzten Tagen so vielsagend gelächelt hatte, mußte er sich natürlich zu seinen Gunsten deuten. Die Pfarrerin hielt es deshalb für richtig, ihm die Geschichte von der verschwundenen Hose schonend beizubringen. Der gute Junge kämpfte mannhaft mit den Tränen und meinte nach einer Weile: „Ach, daß ich in der Weihnachtszensur kein Monitum im Griechischen bekommen hab', das ist doch mehr wert als 'ne neue Hose, gelt, Mutter?"

Der 24. Dezember war da, und in der Rüttingerschen Wohnung roch es nach Tannengrün und Lebkuchen, und Lotte putzte mit Feuereifer, um alles zum Fest blank zu haben. Rudi behing den Christbaum mit den altvertrauten Glasfrüchten und Eiszapfen, mit Aepfeln und Nüssen. Kläre war als die Kleinste aus der Weihnachtsstube verbannt und half der Mutter, so gut sie konnte, in der Küche. Die Pfarrerin hatte angenommen, ihr Mieter würde zu den Feiertagen verreisen, aber die Aufwärterin hatte bestellt, der Herr Doktor bliebe hier, weil seine einzige Schwester kranke Kinder habe. Man hatte beraten, ob man den Doktor zum Weihnachtsabend herüberbitten solle; aber da er sich der Familie so ganz fernhielt, war die Pfarrerin entschieden dagegen. Möglicherweise hatte er ja auch Bekannte, bei denen er den Abend verbringen konnte. Als die Karline sich nachmittags mit den Worten verabschiedete: „Das arme Mannsbild da drüben kann einem leid tun — so ganz alleene zu's Fest," da teilte sich dieses Bedauern der Pfarrerin mit. Aber es war eben nichts dran zu tun.

Die drei Geschwister begaben sich vor der Bescherung in die dunkle Schlafstube. Selbst die beiden Großen wollten die liebe Gewohnheit nicht missen, das Weihnachtszimmer mit seinem Glanz erst zu betreten, wenn Christkindchen klingelte. Die Mutter verstand's so gut, die kleinen Geschenke hübsch zu ordnen.

Diesmal bot der Baum, dank Tante Annas Engroseinkauf, einen wirklich seenhaften Anblick — so reichen Lichterschmuck hatte er noch nie getragen. Die Pfarrerin konnte sich in den strahlenden Gesichtern ihrer Kinder und bewunderte die kleinen Gaben, die sie heimlich für die Mutter beschafft hatten. Erst als die feierlich überreicht waren, wandten sich die Kinder ihren Geschenken zu. Und als der Mutter Blick auf Rudi fiel, der eben beschäftigt war, das Buch auszupacken, fielen ihr die Hosen ein, und sie konnte die bedauernde Bemerkung: „Wenn doch nur die Hosen da wären!" nicht unterdrücken.

„Da sind sie!" Rudi rief's mit Stentorstimme — „hört und staunt. Die Hosen des Herrn von Bredow. Vaterländischer Roman von Willibald Alexis. Ist das nicht gottvoll?"

„Ach, wirklich —" — „Nein, so was!" — „Wer hätt' aber auch daran denken können!" So klang's durcheinander, und Lotte streckte hastig die Hand nach dem Buche aus. Rudi, der sich vor Lachen krümmte, wollte ihr's über den Tisch herüberreichen und stieß dabei in seiner Aufregung an den Christbaumfuß. Der Baum wankte, stürzte und streifte die Gardine, die an verschiedenen Stellen Feuer fing.

Entsetzt liefen die Familienglieder hin und her. „Wasser, Wasser," rief die Pfarrerin, und Kläre schrie weinend: „Es brennt! Feuer! — Zu Hilfe!" Rudi pustete die Lichter am Baum aus und Lotte lief, um Wasser aus der Küche zu holen. In der Tür prallte sie mit Doktor Mannsbach zusammen, der ohne alle Umstände nach dem Fenster eilte und die brennende Gardine herunterriß. Dann nahm er der zurückkehrenden Lotte den Eimer mit Wasser aus der Hand und löschte geschickt die Flammen. Nun erst trat der Helfer in der Not auf seine Hauswirtin zu mit den Worten:

„Sie entschuldigen hoffentlich mein Eindringen, Frau Pfarrerin. Als ich das Rufen hörte, war's doch natürlich, daß ich sofort herüberkam. Nun ist ja die Gefahr beseitigt, und es tut mir nur leid, daß Ihre Weihnachtsfeier eine solche Störung erleiden mußte. Sie waren eben noch so vergnügt, ich hab' Sie wirklich im stillen ein klein wenig beneidet."

Die Pfarrerin hatte sich, während Doktor Mannsbach so sprach, gefaßt und erwiderte freundlich: „Ich danke Ihnen sehr für Ihre rasche Hilfe, Herr Doktor. Wir hatten alle den Kopf verloren, und ohne Ihr Eingreifen hätt's schlimm ausfallen können. Ein Glück für uns, daß Sie nicht verreist waren. Für Sie freilich — es ist gewiß nicht leicht, so ganz allein — ich hätte Sie gern zu unserer bescheidenen Feier gebeten, aber, offen gestanden, da Sie sich uns bisher so ganz ferngehalten haben, wagte ich's nicht recht."

Doktor Mannsbach lächelte und meinte: „Und ich hätte gern um die Erlaubnis gebeten, den heutigen Abend in Ihrem Kreis zubringen zu dürfen, aber da Sie mich noch niemals aufgefordert haben, schien mir's zudringlich, Ihnen meine Gesellschaft aufzunötigen."

Nun lachten alle miteinander, und die Pfarrerin sagte: „Da sind wir uns also nur aus lauter gegenseitiger Rücksicht so fremd geblieben, Herr Doktor. Schade, daß es nun so unwirtlich hier aussieht, sonst würd' ich Sie bitten, doch noch —"

„O, mir ist's gemütlich genug, und wenn wir zusammen helfen, wird alles bald in bester Ordnung sein." Damit stellte Doktor Mannsbach den Christbaum wieder auf den Tisch und fragte: „Darf ich die Lichter anzünden?"

„Noch nicht!" rief Lotte. „Es sieht noch gar zu wüst aus. Ich schlage vor, der Herr Doktor geht erst noch einmal auf sein Zimmer und nimmt Rudi mit. Männer stören nur beim Aufräumen. Sobald's hier wieder einigermaßen wohnlich ist, zünd' ich die Lichter an; und wenn's Christkind schellt, dürfen die Verbannten wieder erscheinen."

Nach einer halben Stunde war alles in Ordnung, und durch das gardinenlose Fenster blitzten die Sterne mit den Christbaumlichtern um die Wette. Der Teetisch war sauber gedeckt, und in der Mitte prangte ein appetitlicher Heringssalat. Lotte warf noch einen prüfenden Blick über das Ganze und gab dann das Klingelzeichen.

Der Doktor und Rudi erschienen sofort, und Rudi flüsterte der Schwester zu: „Famoser Kerl, der Doktor," und der also Gelobte legte eine Riesenzervelatwurst auf den Tisch mit der Begründung, daß er das ihm von seiner Schwester geschickte Monstrum unmöglich allein aufessen könne und um gütige Mitwirkung bitte.